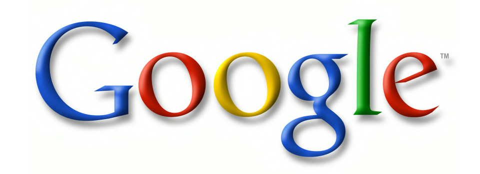


SCHWESTER MARIANNA UND IHRE LIEBESBRIEFE



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



[illegible]

DIESES BUCH WURDE INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON MATHILDE MANN, DEN EINBAND UND TITEL ZEICHNETE WALTER TIEMANN, DEN DRUCK BESORGTEN POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG. ZWANZIG NUMERIERTE EXEMPLARE WURDEN AUF BÜTTENPAPIER ABGEZOGEN UND DIE INITIALE MIT DER HAND KOLORIERT.


KARL L

SCHWE
MARIA
UND I
LIEBESBR

IM INSEL-VERLAG
ZU LEIPZIG 190



ner
Fran
eder

Portugie
ausbra
in der Pr
ener jung
ministrativ
Ämter an
Er hegte
die Spanier
Anhänger
ganca; die
Reihe seiner
en Ämtern
müdlich er
en der Er-
Vater für die
und die Be-





DIESES BUCH WURDE INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON MATHILDE MANN, DEN EINBAND UND TITEL ZEICHNETE WALTER TIEMANN, DEN DRUCK BESORGTEN POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG. ZWANZIG NUMERIERTE EXEMPLARE WURDEN AUF BÜTTENPAPIER ABGEZOGEN UND DIE INITIALE MIT DER HAND KOLORIERT.

KARL LARSEN

SCHWESTER MARIANNA UND IHRE LIEBESBRIEFE



IM INSEL-VERLAG
ZU LEIPZIG 1905

vor Begehung des Verbrechens als seines Rechts und des Majorats verlustig zu betrachten, also dass dieses ungeschädigt auf den nach ihm zunächst berechtigten der Alcoforados übergehen konnte.

Das Testament erwähnt sechs Kinder, darunter einen unehelichen Sohn, der Geistlicher war. Zwei Söhne, die sich später als tapfere Offiziere auszeichnen sollten, dienten damals zweifelsohne bereits im Heer. Unter den Töchtern war eine verheiratet und zwei waren im Kloster aufgenommen, von diesen hatte die älteste, Marianna, das Gelübde abgelegt. Ausser ihnen waren noch zwei ganz kleine Kinder da, ein Knabe und ein kleines, neugeborenes Mädchen.

Francisco Alcoforado starb um das Jahr 1675. Im Familienwappen befand sich ein Adler mit ausgebreiteten Schwingen, der alte Alcoforado konnte sich getrost unter diesem Symbol zur Ruhe legen, hatte er doch selbst etwas von

ZU Anfang des dreizehnten Jahrhunderts tauchen die Alcoforados in den Genealogien und Chroniken Portugals auf. Aber jener Pedro Martins, der sich zuerst den Zunamen Alcoforado oder Alcamforado beilegte, konnte auf eine Reihe von Ahnen aus der Zeit vor der Gründung des Königsreichs zurückweisen.

Die Familie stammte aus dem Norden zwischen den Bergen in Traz-os-Montes, wo Balthasar Vaz Alcoforado gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in der Stadt Cortiços residierte. Man weiss von ihm, dass er als Hauptmann in Italien und Flandern gedient hatte und nach seiner Heimkehr nach Portugal eine gemischte Abteilung Reiterei und Fussvolk kommandierte, die der Bischof von Miranda nach Oporto entsandte.

Eines seiner Kinder war Francisco da Costa Alcoforado.

— Es scheint, als wenn ein berühmter Kriegsherr, der Generaloberst Tristão

da Cunha, den jungen Alcoforado in sein Gefolge aufgenommen und ihn mit sich nach dem Süden genommen hat. Jedenfalls steht fest, dass sich Francisco schon früh in der Stadt Beja niederliess, und dort Leonor Mendes, die Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes und Grundbesitzers, ehelichte.
Als der Freiheitskampf der Portugiesen gegen die Spanier i. J. 1640 ausbrach, lebte er ständig dort, mitten in der Provinz Alemtejo, als angesehener junger Edelmann, dem wichtige administrative, politische und kriegerische Ämter anvertraut werden konnten. Er hegte einen glühenden Hass gegen die Spanier und war ein geschworener Anhänger des abtrünnigen Hauses Braganca; die ganze, stetig wachsende Reihe seiner Ernennungen zu öffentlichen Ämtern zeugt auch davon, wie unermüdlich er gleich seit den ersten Jahren der Erhebung bis in sein hohes Alter für die Befreiung seines Vaterlandes und die Befestigung der neuen Dynastie gewirkt hat.

Er war der Accisenverwalter seiner Stadt, hatte Sitz in ihrem Rat und wurde der Vertreter Bejas in den Cortes. König João ernannte ihn zum Justitiarius im Stadtgericht und übertrug ihm die Aushebung und Züchtung der Pferde zum Kriegsgebrauch für den ganzen Distrikt Beja, wie ihm auch nach und nach die Leitung der Korntransporte, die Bereitung von Mehl, die Einschätzung und Eintreibung des Zehnten und die Prägung der Münzen in dem neuerrichteten Münzhause der Stadt übertragen wurde.

Ein königlicher Gnadenbrief nahm ihn i. J. 1647 als Ritter in den Christusorden auf, und es ist ein Diplom aus dem darauffolgenden Jahre erhalten, worin ihm eine Kommende desselben Ordens mit dazu gehörigem Jahresgehalte zugesichert wird. Dieses Dokument zählt ausser seinen Verdiensten um die civile und militärische Administration eine Reihe kriegerischer Taten auf, die er ausgeführt hat. In der Nähe

der Stadt Moura überfiel er eine spanische Abteilung, die auf Viehplünderung ausgezogen war, nahm ihr alle Beute ab, hieb verschiedene von den Leuten nieder oder machte sie zu Gefangenen; Moura selbst verteidigte er sechs Monate lang gegen den Feind, obendrein auf eigene Kosten, und von einer ganzen Reihe anderer Städte heisst es, dass er an ihrer Befestigung und Verteidigung teilnahm.

Aus seinen älteren Jahren erzählt ein Bericht des Gouverneurs der Provinz und ein späterer königlicher Brief, wie er sich der Macht und der Volksgunst erfreute, die erforderlich war, um Beja vor einer Panik zu retten, als Don Juan von Österreich i. J. 1663 Evora eingenommen hatte. Der spanische Sieger entsandte eine Botschaft nach Beja mit der Forderung, die Stadt solle sich auf Gnade und Ungnade ergeben, Francisco Alcoforado aber war zu jener Zeit der älteste Ratsherr der Stadt und trat augenblicklich an der Seite

des Militärgouverneurs auf, stachelte die Bewohner zum Widerstand gegen die Spanier an, traf Anstalten zur Verteidigung, stärkte den Mut der verwirrten Menge, hob die Disziplin und liess mitten unter der drohenden Gefahr die Nachricht des Sieges der Portugiesen bei Ameixial mit Pracht und Pomp feiern.

So finden wir eine ganze Menge zuverlässiger Zeugnisse darüber, ein wie tatkräftiger, mächtiger und mutiger Mann Francisco Alcoforado in seinem öffentlichen Leben war; während er aber Portugal und dem Hause Bragança mit seiner Klugheit und seinem Degen diente, vergass er keinen Augenblick, was er seiner Familie und ihrem alten adeligen Namen schuldete.

Am 30sten September 1660 errichten er und seine Ehefrau ein Testament, wodurch das Majorat der Alcoforados gestiftet wird. Aus dem selben Aktenstück geht hervor, dass er sowohl als Landmann ansehnliche Arbeiten leitete,

DIESES BUCH WURDE INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON MATHILDE MANN, DEN EINBAND UND TITEL ZEICHNETE WALTER TIEMANN, DEN DRUCK BESORGTEN POESCHEL & TREPTE IN LEIPZIG. ZWANZIG NUMERIERTE EXEMPLARE WURDEN AUF BÜTTENPAPIER ABGEZOGEN UND DIE INITIALE MIT DER HAND KOLORIERT.

Halfdan [illegible]

KARL LARSEN

SCHWESTER MARIANNA UND IHRE LIEBESBRIEFE



IM INSEL-VERLAG
ZU LEIPZIG 1905

pen der Gewölbe mit einem prangenden Renaissancelaubwerk geschmückt. Der Eindruck des Ganzen musste mannigfaltig und üppig werden, stellenweise überladen, oft weltlich.
Chroniken, die der damaligen Zeit nahe liegen, weisen ausserdem in schwülstigen Ausdrücken auf die vielen Gemälde hin, die sich dort befanden, sicher im Verein mit einem Reichtum an dekorativen Lampen und Leuchtern, Altarfiguren und Schnitzereien, Gefässen, Kelchen und Schalen, Reliquienschreinen und Evangelienbüchern, Stickereien und Seidenstoffen.
In diesen Umgebungen lebte eine ansehnliche Frauen-Bevölkerung.
Ein Richterspruch aus dem Jahre 1646 erwähnt, dass ungefähr zwanzig Jahre zuvor „innerhalb der Tore des Klosters der Empfängnis 211 Frauen wohnten, teils Schwestern, teils Diensttuende,“ und während des Krieges hat die starke Zuströmung zu den Nonnenklöstern

ZU Anfang des dreizehnten Jahrhunderts tauchen die Alcoforados in den Genealogien und Chroniken Portugals auf. Aber jener Pedro Martins, der sich zuerst den Zunamen Alcoforado oder Alcamforado beilegte, konnte auf eine Reihe von Ahnen aus der Zeit vor der Gründung des Königsreichs zurückweisen.

Die Familie stammte aus dem Norden zwischen den Bergen in Traz-os-Montes, wo Balthasar Vaz Alcoforado gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in der Stadt Cortiços residierte. Man weiss von ihm, dass er als Hauptmann in Italien und Flandern gedient hatte und nach seiner Heimkehr nach Portugal eine gemischte Abteilung Reiterei und Fussvolk kommandierte, die der Bischof von Miranda nach Oporto entsandte.

Eines seiner Kinder war Francisco da Costa Alcoforado.

— Es scheint, als wenn ein berühmter Kriegsherr, der Generaloberst Tristão

dass er seinen Töchtern „einige Wohnungen“ bauen lassen solle.
Weder in den grundlegenden Verordnungen von Unsrer lieben Frau Empfängnis noch von anderen Nonnenklöstern sind diese besonderen kleinen Zimmer erwähnt, die gruppenweise aufgeführt wurden und einen unabhängigen und privaten Charakter hatten. Es werden im Gegenteil stets gemeinsame Schlafräume in Zellen vorgeschrieben, die zu beiden Seiten eines langen Saals angebracht waren, und „immer sollen Schlafgalerien und Zellen so eingerichtet sein, dass die Äbtissin sie des Nachts mit einer oder mit zwei Türen verschliesst. Und sie soll die Schlüssel unter ihrer Obhut haben“, so steht in den „Konstitutionen“ des Klosters der Empfängnis geschrieben. Besondere Wohnungen für Schwestern waren nach alter Tradition nur gestattet, falls sie derjenigen oder denjenigen dienen sollten, die nach den Worten eines Klostergeistlichen — „von heldenmütiger Lust

entbrannten, mit dem Geliebten allein zu leben, völlig fern von dem Verkehr mit irdischen Geschöpfen."
Aber der steigende Besuch der Klöster in Perioden, wo sich weltliche Strömungen stark geltend machten, hatte dahin geführt, dass wohlgestellte Nonnen für sich in Stuben lebten, die von Anfang an nur als Aufenthaltsort und Arbeitsraum am Tage hatten dienen sollen, die aber allmählich zu ihren Wohnungen geworden waren, in denen sie auch des Nachts schliefen.
Man hat in klösterlichen Visitatsbüchern, Chroniken und religiösen Lebensbildern ein reichhaltiges Material zur Charakteristik des Lebens in portugiesischen Nonnenklöstern des siebzehnten Jahrhunderts, die nach vielen Richtungen hin einen grossen Teil ihrer idealen Haltung eingebüsst hatten.
Weibliche Eitelkeit, Putzsucht und Neid fanden nicht selten Ausdruck. Nonnen in einem Lissaboner Kloster

legten die Vorschrift, dass ihre Kleider „von geringer Weite und Breite sein und auf keine Weise schleppen sollten“, dahin aus, dass sie ihre Füsse unter kurzen Röcken zeigten, und zwar noch dazu in feinen, kleinen Halbstiefeln. Und aus dem Leben der frommen Marianna da Purificação berichtet ihr Beichtvater, wie die Karmeliternonnen im Kloster der Hoffnung, das nur wenige Schritte von dem der Empfängnis lag, so geputzt und ausgeschnitten einhergingen, dass ihre fromme Schwester ihnen verkünden musste, dass sie eine Reihe schrecklicher Gesichte gehabt hatte: Nonnen aller Orden waren in einer dunklen Höhle versammelt, und dort waren die Teufel beschäftigt, sie zu foltern, und sie brannten ihnen ihre entblössten Brüste mit rotglühenden Eisenstangen, und einige Teufel zündeten mit Ginsterruten Feuer in ihrem Haar an, andere zerrten sie an den Haaren und schleppten mit ihnen ab und ver-

ursachten ihnen andere Qual und Schande.“ Und der Chronikschreiber fährt fort, dass, „als die ehrwürdige M. Marianna sah, dass ihrer Schwestern biegsamer Sinn wohl bereitet war, sie ein Bild des gekreuzigten Christus ergriff und eine überzeugende Ermahnungsrede mit einer solchen Glut hielt, dass sich im selben Augenblick alle diejenigen versöhnten, die im bittersten Hasse lebten, und einige nahmen ihren Kopfputz und Schmuck ab und schleuderten sie voller Verachtung von sich, indem sie diese falschen Götzenbilder ihrer Eitelkeit zerrissen; andere warfen sich an die Erde und flehten mit wahrem Zeichen wirklicher Reue zu Gott, er möge ihnen ihre Schuld, und die Gemeinde des Klosters möge ihnen das Ärgernis verzeihen, das sie durch ihre schlaffen Sitten erregt hatten.“ So lebhaft konnten diese Frauengemeinschaften in stark hysterischer Verwirrung zwischen irdischen Leidenschaften und göttlicher Rührung schwanken.

Dies pathologische Kolorit tritt noch deutlicher hervor in den siegreichen Kämpfen gegen „des Fleisches Brand und Brunst", die in damaligen Chroniken und frommen Lebensbildern ewiglich und hochtrabend gepriesen werden.

Also erzählt ein Skribent von einer der Zeitgenossinnen Marianna Alcoforados im Kloster der Empfängnis, dass sie „aus lauter Keuschheit das empfand, was diese Tugend noch preisenswerter macht; aber wenn sie es empfand, gab sie niemals nach, sintemal sie zu gleicher Zeit, wo sie sich zu der Lust hingezogen fühlte, Linderung in ihrem Widerstand fand, mit dem Glauben an dessen Verdienst. Sie tat viel, um den Brand des Fleisches mit strengen Pönitenzen zu ersticken, und sie züchtigte die Widerspenstigkeit ihres eigenen Fleisches und die Schuld fremder Jämmerlichkeit; so weit ging ihre brennende Barmherzigkeit."

Eine andere Nonne züchtigte ihr widerspenstiges Fleisch zu den Füssen des gegeisselten Erlösers, so wie er mitten in der kleinen, gedämpft erleuchteten Kapelle des Klosterkapitels hang. Sie schlief des Nachts dadrinnen auf dem blossen Fussboden und ass kaum das trockene Brot, das ihr eine der Schwestern jeden Tag brachte. Lichter wirkt die Erzählung von dem glücklichen Seelenfrieden einer anderen Nonne, da sie „in der Tugend der Keuschheit eines Engels Reinheit zu besitzen schien, weil die Versuchung niemals wagte, sich einem Fleisch zu nähern, das das Vorrecht des Geistes erlangte."

Es waren äusserst eigentümliche seelische Zustände, die diese methodische Bekämpfung der Fleisches Lust und die Hingebung an die himmlische Liebe im Gefolge haben konnten.

Das Jesuskind kam in eigener Person regelmässig zu Schwester Michaela dos Anjos in ihre Zelle, um ihr behülflich zu sein, Blumen und Sträusse für die

Altäre anzufertigen, und es wird berichtet, dass die Nonnen „mit der ihnen eigenen Neugier anfingen, sie zu belauern, um zu sehen und zu bewundern, was sie tat; aber sie konnten nie etwas als ihre Stimme allein hören ..... hin und wieder spielte ihr das Kind einen Streich, und als erfreue es sich an der Gesellschaft seiner Verlobten, brachte es die Stoffe zu ihren Blumen in Unordnung, um sie schelten zu hören, wie das eines Tages geschah, da sie mit der Demut einer Dienerin und dem Vorrecht einer Braut zu ihm sagte: „So komm doch endlich zur Ruhe! Wie ausgelassen du bist!“ Auf diese Weise strengten sie sich beide an: das Kind, indem es seine Verlobte erheiterte, während sie durch seinen gnadenreichen Besuch fortschritt in Verdienstlichkeit und in der Sorge, seine Altäre zu ehren.“
Ebenso naturalistisch anschaulich erscheint die Liebe zu dem Überirdischen bei jener Marianna da Purificação, die

die Zuchtrute über ihre Schwestern mit den entblössten Brüsten, dem Haarputz und den schlaffen, irdischen Sitten schwang. So innig war ihre Liebe zu ihrem Erlöser, dass sie, ihrem eigenen Bericht zufolge, jeden Augenblick des Tages solche „Schläge und Stösse empfand, wie sie mir das Herz in meiner Brust gibt, so dass ich es mit meinen leiblichen Ohren hören kann, und ich wünsche, die Brust mit meinen eigenen Händen zu öffnen und das Herz dahin fliegen zu lassen, wohin es will und sich so sehr sehnt, indem es zeigt, dass es nicht in mir leben will, sondern in seinem Mittelpunkt, der mein himmlischer Bräutigam ist." Und dieser ihr Bräutigam schliesst sie in seine Arme, folgt ihr an die Garnwinde und scherzt mit ihr wie ein ausgelassener tanzender Junge mitten unter den Gebeten im Chor, hegt und pflegt sie an „seiner allerheiligsten Seite", liegt bei ihr auf dem Lager.

„Und gar manches Mal", so erzählt

sie ihrem Beichtvater, der es wiederum der Welt anvertraut hat, „geschieht es, dass ich die ganze Nacht in dieser sehr zärtlichen und köstlichen Vereinigung mit meinem himmlischen Bräutigam zubringe, so dass es oft nötig ist, um mich zum Aufstehen zu bewegen, dass Eure Väterlichkeit mich wecken lässt, und dass ich nur, wenn ich Eure Väterlichkeit nennen höre, mich von dem losreissen kann, was zu geniessen ich im Begriff bin; so gross ist die Macht dieser Liebe und der süssen und sanften Ketten, von denen ich mich umfangen und umschlungen fühle..." Am Tische des heiligen Abendmahls empfindet sie „ein so brennendes Sehnen und Verlangen, dass ich ganz ausser mir vor Freude war und der Macht einer solchen Liebe nicht widerstehen konnte, und ich wünschte, diese Liebe in die ganze Welt hinausrufen zu können..." Aber „...mein Bräutigam dämpfte diese Flammen und gab mir Gelegenheit

in meine Freistatt zu flüchten, wo ich sogleich an das Herz meines Bräutigams flog und die Gunst und Gabe genoss, von der Eurer Väterlichkeit auch nur die geringste Kenntnis zu geben, ich weder wage noch weiss."

Der Verkehr des Klosters mit der Aussenwelt war durch eine Reihe detaillierter Vorschriften in den Grundbestimmungen geregelt. „Alle Nonnen sollten sich jeglichen privaten Freundschaften und Bekanntschaften fernhalten." Es wird den Äbtissinnen strenge auferlegt, nicht zu gestatten, dass sich die Nonnen mit Briefwechsel abgeben, Besuch empfangen oder lange Unterredungen halten, was zu fortgesetztem Briefschreiben, Schenken oder Empfangen von Gaben führen kann;" auch darf „keiner Nonne Zutritt zum Sprechzimmer gestattet werden, von deren Charakter vermutet werden kann, dass sie dort nicht mit der Bescheidenheit und dem musterhaften Anstand auftreten wird, wie es

sich geziemt." Und mit Härte wird vorgeschrieben, dass „die Schwester, die den eingefriedigten Klostergrund überschreitet, auf wie kurze Zeit es auch sein mag, aus dem Kirchenbann, den sie durch diese Handlung über sich gebracht hat, gelöst werden muss, im Beisein der ganzen Klostergemeinschaft; und falls es bewiesen werden kann, dass sie allein mit einem Manne oder irgendwo eingeschlossen gewesen ist, soll sie zehn Jahre im Gefängnis gehalten werden und für ewig ihrer rechtmässigen Stellung, sowie des Zutritts zum Sprechzimmer, zur Gittertür und Pforte verlustig sein. Und dieselbe Strafe wird diejenige treffen, die auf dem Grunde des Klosters allein mit einem Manne eingeschlossen gewesen ist, selbst wenn es einer von den Handwerksleuten sein sollte, die kommen, um zu arbeiten oder in irgend einem andern Gewerbe für das Kloster kommen."

Aber diese strengen Bestimmungen

sind in den portugiesischen Nonnenklöstern des siebenzehnten Jahrhunderts nicht beobachtet worden. Das Verhältnis zu der Familie der Nonnen, zu Verwandten und Freunden in engerem und weiterem Sinne hat in grossem Umfang fortgesetzt werden können. „Die Freiheit war gross an den Gittern in dieser jämmerlichen Zeit“, klagt einer der Erzbischöfe des Landes, und ein Lissaboner Visitatsbuch deutet auch daraufhin, dass die Nonnen Arbeiten in ihren Gärten vorzuschieben pflegten, um hinauszuschlüpfen, wenn die Dunkelheit hereinbrach.

Eine der geistreichsten Schriftstellerinnen des modernen Spaniens hat über das Klosterleben der Frauen überhaupt geäussert, dass „ganz abgesehen von der Religion, die Moral einer Aesthetik die Nonnenklöster stets in Schutz nehmen wird, weil sie das weibliche Gefühl zuspitzen, verfeinern und vertiefen. Sie meisseln die Seele der Frau in tausend Lichtflächen und lassen ihr

Inneres zu zarten Gefühlskrystallen erstarren. Und wie Blumen und Früchte in der Luft des Treibhauses ein bleichsüchtiges Äussere und einen eigenartigen Duft annehmen, so wird das Empfinden des jungen Mädchens und der Frau im Kloster vervollkommnet, ihre Nerven werden in Schwingung versetzt, und sie wird von dem mystischen Zauber ergriffen, der, wenn er sich nur im allergeringsten von seinem Ursprung entfernt, in einen Traum von unendlicher Liebe verwandelt wird ..."

In Beja während der Freiheitskriege drang manch ein farbenreiches Ferment aus dem wirklichen Leben in das geistige Treibhaus dieses Klosters, und die Seelenblüten, die sich dort erschlossen, konnten einen eigenartigen, wunderbar schillernden Glanz annehmen und schwelgend süss und würzig duften.

DEN Ordensregeln zufolge konnte kein junges Mädchen als Novice aufgenommen werden, ehe sie ihr zwölftes Jahr beendet hatte, „wenn nicht ein so ernster Fall vorliegen sollte, dass es, sozusagen, unvermeidlich ist“. Aber der Umstand, dass Marianna Alcoforado in dem Totenregister ihres Klosters vier Jahre älter gemacht ist, als sie wirklich war, lässt vermuten, dass sie — wie das in jenen Zeiten vorkommen konnte — durch einen frommen Betrug bereits bedeutend früher hinter den Klostermauern in Schutz gebracht worden ist.

Von der Schwester, die in dem Testamente der Eltern gleichzeitig mit ihr als in das Kloster eingeschrieben erwähnt wird, weiss man nichts weiter, als dass sie tot gewesen sein muss, als die Erbteilung nach dem Tode der Mutter im Jahre 1664 stattfand.

Marianna selbst hat ihr Leben im Kloster bis zu ihrem sechsundzwanzigsten Jahr

als „ruhig" bezeichnet. Es geht direkt und indirekt aus ihren eigenen Worten hervor, dass sie weder von einer irdischen noch von einer himmlischen Schwärmerei ergriffen worden ist, sondern still gelebt hat, nach den Regeln und Sitten des Klosters und in einer gleichmässig fortgesetzten Verbindung mit Verwandten und Freunden, mit denen sie sich verbunden fühlte und die ihr lieb waren. Beim Tode der Mutter stand der alte Alcoforado allein da, mit einer kleinen Tochter, Maria, die erst drei Jahre alt war, und deren Erziehung der alternde Mann nicht zu übernehmen wagte. Das Verhältnis zu der verheirateten Tochter und deren Ehegatten ist wohl kaum ein gutes gewesen, und da lag es denn nahe, dass der Vater versuchte, Aufnahme für das Kind in demselben Kloster zu finden, in dem seine Tochter Marianna lebte. Das Kloster erkannte in dem Tode der Mutter und den übrigen Verhältnissen des Vaters einen der „so ernsten Fälle",

die dazu berechtigten, eine Ausnahme von dem Verbot zu machen, kleine Kinder im Kloster zu erziehen wegen der daraus folgenden „Schäden, wie sie die Erfahrung gelehrt hat“.

Wenn man sich darauf einliess, ein kleines Kind aufzunehmen, „so soll es nicht der Lehrerin der Novicen untergeben sein, sondern eine andere Nonne soll dazu verordnet werden, die es haben und unterweisen soll, bis es zwölf Jahr alt ist . . .“

Für die kleine Maria wurde diese Nonne ganz naturgemäss ihre Schwester Marianna.

Peregrina Maria, wie sie mit ihrem Klosternamen genannt wurde, hat in ihrem späteren Leben allerlei Vertrauensposten in der Schwestergemeinde bekleidet und war eine Reihe von Jahren die Schreiberin des Klosters. Die Eintragungen in das Totenbuch des Klosters, die von ihr stammen, brechen gar häufig mit der trockenen, registrierenden Form und werden zu

ganzen Lebensbildern. Ihr sprachlicher Vortrag ist korrekt, sie führt ihr Latein richtig an, die Handschrift ist hübsch und charaktervoll, und es liegt über dem Arrangement der kleinen Abhandlungen in dem Buche ein gewisser ästhetischer Sinn und eine selbständige Verachtung für das Uniforme. Dies bringt ihr denn auch eine kleine Zurechtweisung von einem der Visitatoren ein, der die Anmerkung macht, es sei der Schreiberin zu empfehlen, dass sie alle Eintragungen in Form des beigelegten Papiers mache, und dass sie keine Blätter leer stehen lasse, sondern dass die Eintragungen immer mit einem Abstand von drei Finger breit zwischen einander fortgesetzt werden. Diese Kenntnisse und diese Bildung, durch die Peregrina die Mehrzahl der übrigen Klosterschreiberinnen wesentlich überragt, dürfen wohl zum grossen Teil ihrer besonderen Erzieherin zugeschrieben werden und tragen dazu bei, ein Licht auf den

geistigen Inhalt der älteren Schwester zu werfen.

Marianna ist sicher nicht unbekannt mit Literatur gewesen. Die Familie Alcoforado zeichnet sich überhaupt durch ästhetische Gefühle, Büchersinn und ein sprachliches Ohr aus. Der alte Francisco wird bereits bei seiner Ernennung zum königlichen Richter als ein literarisch gebildeter Mann bezeichnet, und der älteste von den Söhnen hat Gedichte geschrieben, wie er auch seiner witzigen Kernsprüche wegen gerühmt wurde. Die anderen Brüder haben gleichfalls Spuren von literarischen Interessen hinterlassen, und in dem Nachlassverzeichnis eines ihrer Kinder findet man allein an französischen Büchern eine ganze Bibliothek von zweihundert Bänden aufgeführt. Marianna kann in ihrem Kloster sehr wohl unter literarischem Einfluss gestanden haben. Positiv liegt freilich nichts vor in bezug auf bestimmte Bücher, die sie gelesen hat, oder

literarische Impulse, die auf anderem Wege zu ihr gelangt sind, aber man wird eine ganze Menge literarischer Quellen anführen können, aus denen sie mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit geschöpft haben kann.
Das Portugal des siebzehnten Jahrhunderts ist namentlich reich an geistlicher Geschichtsschreibung in engerem Sinne, und die Klöster werden kaum an Proben solcher Schilderungen ermangelt haben, in denen Mönche und Geistliche von Märtyrern und Heiligen, Dominikanermönchen und anderen frommen Männern und Frauen in einem monoton pompös, rhetorisch prangenden Stil erzählten, der mit spitzfindiger Mystik durchwoben ist. Aber auch andere als diese ausgesprochen religiös belehrende Literatur dürfte Marianna in die Hände gekommen sein. Die damalige Zeit kannte und liebte sehr eine gewisse mystisch-religiöse Poesie, deren Hauptthema das innerste Wesen der himmlischen Liebe

war, das mit weitgetriebener Pedanterie ergründet wurde, und das man in schmachtenden Bildern huldigte; ausserordentlich gelesen war eine Reihe höchst gefühlvoller Werke von einer religiösen Dichterin, die den Ehrennamen die zehnte Muse erhielt, und die aus dem Kloster, in das sie sich aufnehmen liess, eine Dichtung nach der andern in die Welt hinaussandte. Und bei dem Geiste, der in den Klöstern jener Zeit herrschte, war es keineswegs undenkbar, dass Marianna nicht auch ausserdem noch mit allerlei von der völlig weltlichen Literatur ihrer Zeit bekannt gewesen sein sollte, mit ihrer spanisch schwülstigen Lyrik, der häufig sentimentalen Hirtendichtung und den weitschweifigen, prangenden Heldengedichten.

Es liegt jedoch die Möglichkeit nahe, dass eine literarische Hauptbeeinflussung ihrer geistigen Entwickelung in der geistlichen Beredsamkeit zu suchen sein dürfte, die gerade in jenen Zeiten

eine der wesentlichsten Zufluchtsstätten der künstlerisch behandelten portugiesischen Sprache war, und von der sie eine recht gründliche Kenntnis gehabt haben kann.
Der grosse Geistliche und Prediger jener Zeit, Antonio Vieira, bekämpft mit Apostelzunge den um die Mitte des Jahrhunderts herrschenden pretiösen Stil geistlicher Redekunst, seinen Bilderschwall, seine gesuchten Parallelen, seinen aufgestellten Satzbau. Dem allen stellt er seine höchste Kunst gegenüber: „Die Kunst ohne Kunst", wie er es nennt, „einen einfachen, verständlichen und natürlichen Stil". Die andern hatten mit ihrem Gewimmel von Metaphern und dem gesuchten Rhythmus eine „schöne" Sprache schaffen wollen; er verlangte von seiner Kunst eine überlegene Kenntnis der gesprochenen Sprache mit ihren mannigfaltig strömenden Worten und Betonungen und zwar eine so überlegene Behandlung davon, dass es den Laien

erscheinen musste, „als sei die Kunst keine Kunst“. Mit einem prächtigen Bilde sagt er: „Unsere Predigten sollen wie die Sterne sein: jeder kann sie sehen, aber nur wenige können sie ausmessen“.

Vieiras Forderung stimmt überein mit dem Inhalt der Verordnung, die Papst Innocens der Elfte im letzten Viertel des Jahrhunderts an die Obersten der geistlichen Orden sandte, und worin getadelt wird, dass die Geistlichen in ihren Vorträgen „Wortspiele und Redeblüten“ anwenden. Die gewaltige Beredsamkeit des grossen Portugiesen muss wohl schon früher mit greifbaren Nachwirkungen weit in sein Vaterland hinausgedrungen sein und kann eine Stadt wie Beja und ihre Kanzeln wohl erreicht haben.

Bei diesen Vermutungen muss jedoch stets betont werden, dass direkt nichts zu der Annahme berechtigt, dass Marianna einer sehr energischen oder auch nur stark bewussten Beeinflussung

von Literatur ausgesetzt gewesen sein sollte; aber was hier angedeutet ist, könnte doch auf die Entwicklungsmöglichkeiten hindeuten, die der literarische Standpunkt der damaligen Zeit bei den herrschenden Klosterverhältnissen einer, allem Anschein nach, ästhetisch veranlagten Frau zu bieten vermochte.

Im übrigen hat sie von einem Tag zum andern inmitten dieser wunderlichen Frauenwelt gelebt, die sie jedoch nicht stark ausfüllte, und ohne grössere Gemütsbewegungen, als wie sie die kriegerischen Ereignisse im Lande mit sich führen konnten. Die bunten Kapellen und üppig geschmückten Klostergänge haben sie unter regelmässiger Andacht und alltäglichem Treiben zur fünfundzwanzigjährigen Jungfrau heranreifen sehen. Und gerade um diese Zeit der physiologischen Blüte ist ihr ein kleines, hilfloses Kind anvertraut, dem sie die Mutter ersetzen sollte. Hierdurch sind sicher

Triebe in ihr erweckt und Liebesempfindungen von Fleisch und Blut, die ihr sonst fern geblieben sein würden. Ihrer Abstammung nach war sie das Kind eines stolzen und lebenskräftigen Geschlechts, und es darf nicht vergessen werden, dass ihre Nation von den ältesten Zeiten ihres Bestehens bis auf unsere Tage wegen ihres leicht beweglichen Blutes, ihrer schnell erregten Liebe, ihrer schwärmerischen Empfindsamkeit und ihrer schwermütigen Sehnsucht, ihres „vor Liebe Sterben" berühmt und berüchtigt gewesen ist.

Und dann, eines Tages, geschah es, dass Marianna zusammen mit vielen von den andern Nonnen in dem grossen, tiefen Gitterfenster stand, von wo aus die Mertolatore sichtbar waren, um eine Heeresabteilung vorüberziehen zu sehen. Da kam eine Schwadron Reiter von den französischen Hilfstruppen dahergeritten und an ihrer Spitze ein junger Offizier. Er sah auf, und Ma-

rianna hat selbst erzählt, wie in demselben Augenblick irdische Liebe in ihrer Seele entzündet wurde.

„Es war mir, als wollest du mir gefallen, obwohl du mich noch nicht kanntest. Ich glaubte, du hättest mich bemerkt, inmitten aller derer, mit denen ich zusammen war, und als du anhieltest, bildete ich mir ein, dass du gern wolltest, ich solle dich richtig sehen und deine Gewandtheit und deinen Anstand bewundern, als du dein Pferd wieder ansporntest. Ich war ganz erschrocken, als du es über eine schwierige Stelle zwangest. Kurz, ich fühlte mich lebhaft in Anspruch genommen von allen deinen Handlungen, ich fühlte bereits, dass du mir nicht gleichgültig warst, und ich bezog alles das, was du unternahmst, auf mich.“

— — — Dies muss zu Ende des Jahres 1665 oder gleich zu Anfang des folgenden Jahres gewesen sein.

DER französische Offizier, der einen so übermächtigen Eindruck auf Marianna Alcoforado gemacht hatte, war ein dreissigjähriger Reiterkapitän Noël Bouton, Marquis de Chamilly. Er war in Burgund beheimatet, dessen Bevölkerung mit seiner germanischen Abstammung als „freimütig und aufrichtig, bestimmt und hartnäckig, weder ohne Laune noch eine gewisse Barschheit" charakterisiert worden ist.

Er hatte — wie das offiziell ausgesprochen ist, — „seit seiner allerfrühesten Jugend" die Waffen getragen. Als er zum erstenmal im Felde war, stand er seinem eigenen Vater und seinem ältesten Bruder gegenüber. Das war im Jahre 1656, als der alte Chamilly und sein ältester Sohn, Hérard, zu den Offizieren des Prinzen von Condé gehörten, während der zwanzigjährige Noël Ludwig dem Vierzehnten diente. Der Lokalpatriotismus der Burgunder hatte die Vereinigung des Landes mit

der Krone überlebt und den grossen Condé als Bannerführer betrachtet, und wenn sich die Männer der Familie Bouton unter die Fahnen des Prinzen und des Königs verteilten, so geschah das kraft einer alten Tradition aus der Zeit mittelalterlicher Streitigkeiten. Man hatte stets dafür gesorgt, Mitglieder seiner nächsten Familie auf beiden Seiten zu haben, so dass Lohn und Nachsicht zu erwarten war, wer auch den Sieg davon tragen mochte.

Noël war nun den königlichen Linien zugefallen und wurde 1658 Hauptmann in einem Reiterregiment. Er machte den Feldzug in Flandern mit und ging von Treffen zu Treffen, von einer Belagerung zur andern; aber nach dem Abschluss des Pyrenäerfriedens war seine Kompagnie zu Anfang des Jahres 1661 aufgelöst worden, und er musste sich nach einer neuen Gelegenheit umsehen, in den Krieg zu kommen.

Schon im ersten Jahre des portugiesischen Freiheitskrieges hatte die Regierung des Landes Söldnertruppen in verschiedenen fremden Staaten geworben, trotz der vielen Hindernisse, die ihr die spanische Diplomatie in den Weg zu legen suchte. Jedoch erst nach 1660 gewannen die ausländischen Hilfstruppen eine wirkliche Bedeutung für das portugiesische Heer, sowohl durch ihre Ausbildung und Einteilung, als auch durch die Führer, die an ihrer Spitze standen.
Ludwig der Vierzehnte hatte Portugal im Pyrenäerfrieden ganz im Stich gelassen und sich verpflichtet, dem Lande nicht zu gestatten, Truppen im französischen Staat zu werben, oder fremde Hilfstruppen über französisches Territorium zu senden; in einem geheimen Artikel hatte Frankreich sogar versprochen, jede Verbindung mit dem gegen Spanien aufständigen Lande abzubrechen, seinen Untertanen keine Freistatt in seinen Staaten zu gewähren,

wie auch keinem portugiesischen Schiff zu gestatten, in einen französischen Hafen einzulaufen.
Aber gleich nachdem der Friede von beiden Seiten ratihabiert war, und König Ludwig die Infantin von Portugal geheiratet hatte, zog eine grosse Anzahl kriegserfahrener französischer Offiziere und Soldaten, Ingenieure und Mineure nach Havre de Graçe, um sich nach Portugal einzuschiffen. Es währte nicht lange, bis ausgesuchte Leute aus den Truppen des französischen Königs nachfolgten, und die Werbungen für Portugal wurden bald ganz offen betrieben.
Spanien protestierte, erhielt jedoch von der französischen Regierung die falsche Antwort, dass es sich nur um ausländische Hilfstruppen handele, die nicht mehr in französischem Dienst ständen; der von Portugal engagierte berühmte französische General Schomberg sei ein Deutscher, und nach dem Kriege nicht mehr in König Ludwigs Heer diensttuend; im übrigen würden

die Werbungen ganz privatim für General Turennes Rechnung betrieben, ein Verhältnis, in das sich die Regierung nicht hineinmischen könne.
Im Jahre 1663 folgte Chamilly dem Beispiel vieler seiner Waffenbrüder und zog nach Portugal, um unter Schomberg zu dienen, den er vom Feldzug in Flandern her kannte.
Zwei Jahre später — im Dezember 1665 — wurde er von Schomberg zum „Oberst und Kapitän der ersten Kompagnie“ eines Reiterregiments ernannt, und im Februar 1666 nahm er Teil an einem von Beja vorbereiteten und ausgeführten grösseren Feldzug nach Andalusien. Von den andern Kriegsereignissen, die in Chamillys „états de service“ aus seinem portugiesischen Feldzug angeführt sind, geht hervor, dass er jedenfalls von Ende des Jahres 1665 an und bis unmittelbar vor seiner Abreise aus Portugal, sein Standquartier in Beja gehabt haben muss.

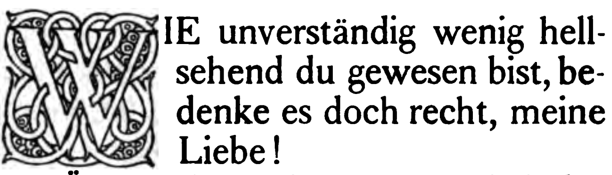
Hier ist ihm Marianna Alcoforado aufgefallen, deren Bekanntschaft zu machen, ihm ein leichtes wurde. Ihr Bruder Balthazar diente im selben Regiment wie er, und man weiss, dass sie in Andalusien Seite an Seite gekämpft haben. Mariannas und Chamillys Verhältnis hat sicher mit den langen Unterredungen, dem Briefwechsel und den Geschenken begonnen, vor denen die „Constitutionen“ des Klosters so strenge verwarnen; es ist inniger und heisser herangereift infolge häufiger Trennungen, wenn er mit seinem Regiment unter Gefahren und Kämpfen gegen die Spanier von Beja abwesend war. Schliesslich hat es sich durch geheime Zusammenkünfte und Besuche zu einem glühenden Liebesverhältnis entwickelt. In dem Lande, aus dem Chamilly kam, war um jene Zeit die Achtung vor der Unantastbarkeit der Nonnen gerade nicht übertrieben; sein eigener, gefeierter General führte in seinem portugiesischen Feldzug eine Geliebte

mit sich, die er aus einem Kloster in Bourbourg geholt hatte, und der junge Hauptmann hat mit seines Soldatenmutes ganzer Kühnheit und Rücksichtslosigkeit das ergriffen, was sich ihm bot. —

Das Verhältnis blieb Mariannas Familie nicht lange verborgen und versetzte sie in peinliche Verlegenheit. Das Unglück war nicht wieder gut zu machen, und das Ärgernis würde gross sein, wenn es ans Tageslicht kam. Ein Auftreten gegen Chamilly würde die Sache nur offenkundig machen, und von der blinden Leidenschaft, die Marianna offenbar ergriffen hatte, liess sich das Schlimmste befürchten, wenn sie nur eine Ahnung davon bekam, dass man eine ständige Trennung zu bewerkstelligen suchte.

Der Familie musste daran gelegen sein, die Sache so still wie möglich aus der Welt zu schaffen, und es wird wohl keine falsche Vermutung sein, wenn man eine gewisse Verbindung

hat erblicken wollen zwischen diesem Verhältnis und einem Antrag des Rats der Stadt Beja aus dem Sommer 1667, dass die französische Reiterei aus der Stadt entfernt werden möge, weil sie der Bevölkerung zu sehr zur Last falle. Chamilly selber ist gegen Ende des Jahres 1667 offenbar stark abgekühlt in diesem Verhältnis und hat es aus vielen naheliegenden Gründen nicht wünschenswert gefunden, seinen Aufenthalt in Portugal noch sehr lange fortzusetzen. Auch von seiten seiner Familie waren Schritte getan, um ihn zu verheissenderen militärischen Aussichten wieder in die Heimat zurückzurufen. Nicht sehr lange nachdem er einmal im September von einer kürzeren Kampagne gegen den Feind nach Beja zurückgekehrt war, verliess er unter allerlei vagen Erklärungen die Stadt und Marianna. Sie schrieb dann — wahrscheinlich in dem Zeitraum vom Dezember 1667 bis zu Anfang Juni 1668 — einige Briefe an ihn, die hier folgen.



IE unverständig wenig hellsehend du gewesen bist, bedenke es doch recht, meine Liebe! Du Ärmster! Du bist von gaukelnder Hoffnung betrogen, und du hast mich wieder getäuscht! Die Leidenschaft, auf die du so viele herrliche Pläne aufbautest, verursacht dir jetzt nur eine tötliche Verzweiflung, die sich nur vergleichen lässt mit dem Grausamen in dieser Trennung, die ihre Ursache ist. Soll denn diese Landflüchtigkeit, die mein Schmerz in all seiner Erfindsamkeit nicht hinreichend traurig zu bezeichnen vermag, mich wirklich auf ewig verhindern, diese Augen zu betrachten, in denen ich so viel Liebe gesehen habe, und die mich Gefühle kennen lehrten, die mir zu unendlicher Freude wurden, an Stelle alles andern traten, ja, mich ganz erfüllten.

Meine armen Augen haben in den deinen das einzige Licht verloren, das ihnen Leben verlieh; es sind ihnen nur Trä-

nen geblieben, und ich habe denn auch zu nichts anderem Gebrauch von ihnen gemacht, als unaufhörlich zu weinen, seit ich erfuhr, dass du zu einer Trennung entschlossen warst, die mir so unerträglich ist, dass sie bald meinen Tod verursachen wird.
Und dann ist es mir doch, als würde ich zu den Schmerzen hingezogen, an denen du allein schuld bist. Ich habe dir mein Leben geweiht, von dem ersten Augenblick an, als meine Augen auf dir ruhten, und ich empfinde eine geheime Freude, es dir zu opfern.
Meine Seufzer suchen dich tausendmal des Tages und bringen mir keine andere Linderung, die ärmsten, als die grausame Vergewisserung meines Unglücks, das mir keine Hoffnung lässt und mir beständig wiederholt: Lass nach, arme Marianna, lass nach, dich vergeblich hinzuzehren! höre auf, dem Geliebten nachzuseufzen, den du nie wieder sehen wirst, der über das Meer zog, um dir zu entfliehen, der jetzt in Frankreich

weilt, inmitten von Vergnügungen und Freuden, der keinen Augenblick daran denkt, dass du leidest, und der dich von allen diesen Gefühlen entbindet, für die er dir keinen Dank weiss!
Aber nein! Ich kann mich nicht entschliessen, so schlecht von dir zu denken. Es ist mir zuviel daran gelegen, dich zu rechtfertigen. Ich will mir nicht vorstellen, dass du mich vergessen haben kannst.
Bin ich etwa nicht schon unglücklich genug, ohne mich mit falschem Misstrauen zu plagen? Warum sollte ich mich anstrengen, um aus meiner Erinnerung all das auszulöschen, was du getan hast, um mir deine Liebe zu beweisen? Ich habe mich doch dermassen über das alles gefreut, dass ich ein sehr undankbares Geschöpf sein müsste, wenn ich nicht ebenso entzückt sein würde, dich jetzt zu lieben, wie damals, als ich die Beweise deiner Liebe genoss.
Wie ist es doch möglich, dass die Erin-

nerungen an so süsse Augenblicke so bitter geworden sein können? Und sollen sie gegen jede Naturordnung jetzt allein dazu dienen, mein Herz zu zerreissen?

Das arme Herz! Dein letzter Brief brachte es in eine sonderbare Verfassung: so heftige Stösse gab es mir in meiner Brust, dass es schien, als wolle es sich von mir losreissen und dir entgegenfliegen.

Ich war so überwältigt von allen diesen heftigen Gemütsbewegungen, dass ich mehr als drei Stunden ganz von meinen Sinnen verlassen war. Es war, als weigere ich mich, zum Leben zurückzukehren, zu dem Leben, das ich für dich verlieren muss, da ich es nicht für dich erhalten kann. Gegen meinen Willen kam ich wieder zu mir. Es freute mich, zu fühlen, dass ich nahe daran war, vor Liebe zu sterben, und ich war froh, dass ich endlich sehen sollte, wie der Kummer darüber, dass du fort bist, aufhörte, meine Seele zu geisseln.

Nach allen diesen heftigen Gemütsbewegungen habe ich an viel Schwächlichkeit gelitten; aber wie sollte ich ohne Schmerzen leben können, so lange ich dich nicht zu sehen bekomme? Ich trage sie, ohne zu murren, weil du es bist, der sie verursacht.
Ich armer Mensch! Ist das die Belohnung, die du mir spendest, weil ich dich so heiss geliebt habe?
Aber es ist mir einerlei. Ich bin entschlossen, dich mein ganzes Leben anzubeten, und nie mehr einen andern lieb zu haben. Und ich sage dir, dass auch du gut tun wirst, keine andere zu lieben.
Würdest du vielleicht mit einer Liebe fürlieb nehmen können, die weniger glühend wäre als die meine? Du könntest möglicherweise eine Frau treffen, die schöner wäre als ich — obwohl du doch seinerzeit gesagt hast, dass ich recht schön sei — aber du triffst nie eine, die dich so heiss liebt wie ich, und all das übrige hat nichts zu bedeuten.

Lass nach, deine Briefe mit Dingen anzufüllen, die keinen Zweck haben und halte auf zu schreiben, dass ich an dich denken soll. Ich kann dich nicht vergessen, und ich vergesse auch nicht, dass du mir Hoffnung gemacht hast, dass du wiederkommen und eine kleine Weile bei mir sein wolltest. Warum willst du doch nicht dein ganzes Leben bei mir sein?

Wenn ich aus diesem verzweifelten Kloster entfliehen könnte, so würde ich sicher nicht hier in Portugal darauf warten, ob deine Versprechungen in Erfüllung gehen würden. Nein, ohne Bedenken würde ich hingehen und dich suchen und dir folgen und dich lieben über die ganze Welt.

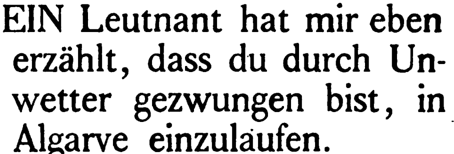
Ich wage nicht einmal zu denken, dass das möglich sein könnte. Ich will nicht eine Hoffnung nähren, die mir einige Linderung gewähren könnte, und ich will mich nur meinem Unglück und meiner Qual hingeben.

Das muss ich freilich gestehen, dass

die Gelegenheit, die mein Bruder mir verschaffte, dir zu schreiben, mich froh bewegt machte, und für einen Augenblick die Verzweiflung zerstreute, in der ich lebe.

Das sollst und musst du mir sagen, warum du dich angestrengt hast, mich zu betören, wenn du doch sehr wohl wusstest, dass du mich eines schönen Tages verlassen musstest. Warum bist du doch nur so begehrlich gewesen, mich ins Unglück zu stürzen? Warum liessest du mich nicht in Ruhe und Frieden in meinem Kloster? Hatte ich dir vielleicht etwas Böses zugefügt? Aber ich bitte dich um Verzeihung, mein Geliebter! Ich mache dir keine Vorwürfe. Ich bin nicht imstande, Rache auf dich herabzuwünschen, und ich klage nur mein hartes Los an. Indem es uns trennte, scheint es mir, uns all das Unglück gebracht zu haben, das wir von ihm fürchten konnten. Es wird ihm nicht gelingen, unsere Herzen zu trennen; die Liebe, die

mächtiger ist als das Schicksal, hat sie für das ganze Leben vereint.
Wenn du dir ein wenig aus mir machst, so schreibe oft an mich! Das verdiene ich doch wohl von dir, dass du dich befleissigest, mich von deinen Gefühlen und den Schickungen deines Lebens zu unterrichten.
Und vor allem: komme, mich zu sehen! Leb' wohl! Ich kann mich nicht entschliessen, dies Papier von mir zu lassen, weil es von deinen Händen umfasst werden wird. Wäre ich es, die dies Glück geniessen sollte!
Aber ich schwatze wie eine Törin! Ich weiss wohl, dass es nicht möglich ist! Leb' wohl! Ich kann nicht mehr.
Leb' wohl!
Höre niemals auf, mich zu lieben! Und lass mich noch grössere Leiden erdulden!



DEIN Leutnant hat mir eben erzählt, dass du durch Unwetter gezwungen bist, in Algarve einzulaufen. Ich fürchte, du hast viel auf dem Meere ausgestanden, und diese Furcht hat mich in dem Masse erfüllt, dass ich nicht an alle meine eigene Qual gedacht habe. Meinst du übrigens, dass dein Leutnant mehr teilnimmt an dem, was dir zustösst, als ich? Warum ist er denn besser unterrichtet, und warum hast du überhaupt nicht an mich geschrieben? Ich würde höchst unglücklich sein, wenn du keine Gelegenheit dazu gehabt hättest, nachdem du gereist bist, und ich würde es noch mehr sein, wenn du Gelegenheit gehabt, aber nicht geschrieben hättest.
Du bist grenzenlos ungerecht und undankbar; aber ich würde doch noch mehr trauern, wenn es ein Unglück über dein Haupt brächte. Ich sehe es lieber, dass dies ungestraft bleibt, als dass ich gerächt werde.

Ich wehre mich gegen alle die Zeichen, die mich überzeugen müssten, dass du mich nicht mehr liebst, und ich würde mich weit lieber meiner Leidenschaft blind hingeben, als auf die Stimme der Vernunft zu hören, die mich mahnt, mich über deine Kälte zu beklagen.
Wie viele Qualen hättest du mir nicht ersparen können, wenn dein Benehmen gleich in den ersten Tagen, als ich dich sah, so träge gewesen wäre, wie es mir in der letzten Zeit vorgekommen ist. Aber wer würde es nicht für echt gehalten haben? Was kostet es uns nicht, und wie lange zaudern wir nicht, der Redlichkeit derer zu misstrauen, die wir lieben?
Ich sehe wohl, dass nur die kleinste Entschuldigung dir genügt, und, ohne dass du dich auch nur je bemühest, eine solche zu finden, dient meine Liebe dir so treu, dass ich mich nicht darin finden kann, dich als schuldig zu richten, ausser um hinterher das

unsägliche Glück zu geniessen, dich selbst zu rechtfertigen.
Du liessest mir weder Ruh' noch Rast mit deinem beharrlichen Werben; deine Leidenschaft erregte mich; du betörtest mich mit Schmeicheleien; deine heiligen Versprechungen machten mich sicher; meine grenzenlose Verliebtheit führte mich irre, und die Fortsetzung von alledem, was so leicht und glücklich begonnen hatte, ist nichts weiter als Träume, Seufzer und ein trübseliger Tod, ohne dass ich irgendwelche Hilfe erblicke.
Freilich genoss ich ganz ungeahnte Freuden, als ich dich liebte, aber die kosten mir jetzt zu übertriebene Schmerzen. Sie schiessen immer übers Ziel hinaus, die Gemütsbewegungen, die du mir bereitest.
Wenn ich deiner Liebe hartnäckig standgehalten hätte, und wenn ich dir Grund zu Gram und Eifersucht gegeben hätte, um dich besser in Flammen zu versetzen und dich in meine

Macht zu bekommen; wenn du von meiner Seite ein Auftreten bemerkt hättest, hinter dem Ränke lagen, kurz, wenn ich meine Vernunft über die natürliche Neigung gestellt hätte, die mich zu dir hinzog, und die du mich gleich empfinden lehrtest, ja, da hättest du mich strenge züchtigen und deine Macht über mich mit einem Schein von Gerechtigkeit missbrauchen können, wenn auch all mein Fleiss sicher vergeblich gewesen wäre.

Aber du schienst mir meiner Liebe wert, noch ehe du mir gesagt hattest, dass du mich liebtest; du offenbartest mir eine starke Leidenschaft; ich fühlte mich geblendet, und ich gab mich der Liebe zu dir ohne Sinn und Verstand hin. Du warst nicht blind wie ich; weshalb hast du mich da in den elenden Zustand gebracht, in dem ich mich jetzt befinde? Was wolltest du eigentlich mit all' meiner Liebe, die dir doch nur zur Last sein konnte, übertrieben wie sie war!

Du wusstest sehr gut, dass du nicht für immer in Portugal bleiben konntest. Warum hast du gerade mich wählen wollen, um mich so unglücklich zu machen? Du hättest ohne Zweifel hier im Lande eine Frau treffen können, die schöner war als ich, und die dir zu gleicher Freude gereicht haben würde, da du ja nur solche niederer Art suchest; eine Frau, die dich treu geliebt haben würde, so lange du bei ihr warst, die die Zeit über deine Abreise hätte trösten können, und die du hättest verlassen können, ohne treulos und grausam zu sein.

Du bist vielmehr wie ein Tyrann aufgetreten, der es darauf angelegt hatte, mich zu plagen, als wie ein Liebender, der nur daran denken sollte, die Geliebte zu entzücken. Weshalb willst du doch nur so hart gegen ein Herz sein, das dir gehört?

Ich sehe sehr wohl, dass es dir ebenso leicht wird, dich gegen mich beeinflussen zu lassen, wie es mir geworden

ist, mich zu deinen Gunsten überzeugen zu lassen. Ohne all meine Liebe nötig zu haben, ja ohne zu wissen, dass ich etwas für mich Ausserordentliches getan hätte, würde ich gar leicht besseren Gründen widerstanden haben, als es diejenigen sein können, die dich bewogen haben, mich zu verlassen. Sie würden mir sehr schwach erschienen sein, und es würde in der ganzen Welt keine solchen gegeben haben, die mich von deiner Seite hätten entfernen können.
Aber du hast dich der ersten besten Vorwände bedienen wollen, um nach Frankreich zurückzukehren.
Es ging ein Schiff.
Warum konntest du es nicht gehen lassen?
Deine Familie hatte dir geschrieben.
Weisst du denn nicht alles das, was ich von der meinen zu erdulden gehabt habe?
Deine Ehre verpflichtete dich, mich zu verlassen.

Habe ich vielleicht an meine Ehre gedacht?
Du musstest nach Hause, um deinem König zu dienen.
Wenn alles das, was sie von ihm erzählen, wahr ist, so bedurfte er deiner Hilfe nicht und hätte dich davon entbinden können.
Ach, wie würde ich glücklich gewesen sein, wenn wir das Leben hätten zusammen verbringen können! Aber wenn es nun der Wille des Schicksals war, dass uns eine grausame Trennung voneinander entfernen sollte, so finde ich doch, dass ich froh darüber sein muss, dass ich nicht treulos gehandelt habe, und ich hätte um nichts in der Welt etwas so Niedriges verüben können.
Ist es wirklich möglich? Du hast alle meine tiefe und zärtliche Liebe gekannt, und du hast dich entschliessen können, mich für immer zu verlassen und mich dem grauenhaften Gedanken auszusetzen, dass du aufhören könntest,

meiner zu gedenken, ausgenommen indem du mich einer neuen Leidenschaft opfertest.
Ich weiss sehr wohl, dass ich dich ganz wahnsinnig liebe. Aber ich beklage mich trotzdem nicht über die sinnlose Macht all meiner Liebe. Ich habe mich an alle ihre Qualen gewöhnt, und ich würde nicht ohne das Glück leben können, das ich empfinde, indem ich dich unter tausend Martern liebe.
Aber unaufhörlich werde ich von Langerweile und Überdruss an allem andern gequält. Meine Familie, meine Freunde, das Kloster hier, alles ist mir unerträglich geworden. Ich hasse alles, was ich zu sehen gezwungen bin, alles, was ich zu tun gezwungen bin. So eifersüchtig fühle ich mich in bezug auf meine Liebe, dass es mir scheint, als hätten alle meine Handlungen, alle meine Pflichten dich zum Gegenstand. Ja, ich fühle Gewissensbisse, dass ich nicht jeden Augenblick meines Lebens für dich verwende.

Was sollte ich Ärmste wohl machen, ohne all den Hass und alle die Liebe, die mein Herz erfüllt! Würde ich vielleicht das überleben können, was mich unaufhörlich in Anspruch nimmt, und im stande sein, ein ruhiges und gleichgültiges Leben zu führen! Nein, ich würde mich nie an ein so leeres und inhaltloses Dasein gewöhnen können.
Alle Menschen haben die völlige Veränderung in meinem Wesen, meinem Auftreten und meiner Person bemerkt. Die Abtissin hat mit mir darüber gesprochen, anfangs hart, dann mit einiger Zärtlichkeit. Was ich ihr antwortete, weiss ich nicht. Ich glaube, dass ich ihr alles gestand. Selbst die strengsten von den Nonnen haben Mitleid mit meinem Zustand; er veranlasst sie, mir ein gewisses Wohlwollen und Barmherzigkeit zu erweisen. Alle Leute sind gerührt über meine Liebe, nur du allein fährst fort, ganz gleichgültig zu sein und schreibst mir nichts als kalte Briefe voller Wieder-

holungen, und lässest die Hälfte des Papieres frei, so dass du so recht plump zeigst, wie du dich gesehnt hast, fertig zu werden.

Dona Brites quälte mich neulich so sehr, um mich ein wenig aus meinem Zimmer herauszubekommen, und da sie meinte, dass es mich zerstreuen könne, ging sie mit mir auf der Veranda spazieren, von wo man die Mertola-Tore sehen kann. Sobald ich da hinauskam, wurde ich von der unbarmherzigsten Erinnerung überfallen, die mich den ganzen übrigen Teil des Tages weinen machte.

Sie führte mich wieder in mein Zimmer zurück, wo ich mich auf das Bett warf und darüber nachdachte, wie schwach die Aussicht ist, die sich mir eröffnet, einmal wieder gesund zu werden. Das, was man tut, um mich zu trösten, stachelt meinen Kummer auf, und selbst die Heilmittel sind mir nur ein weiterer Anlass zur Qual.

Dort habe ich dich gar viele Male

vorübergehen sehen mit einer Miene und Haltung, die mich bezauberten, und ich stand an jenem Fenster an dem verhängnisvollen Tage, als ich anfing, die ersten Wirkungen meiner unglücklichen Liebe zu spüren.
Es war mir, als wolltest du mir gefallen, obwohl du mich noch nicht kanntest. Ich glaubte, du hättest mich bemerkt, mitten unter allen denen, mit denen ich zusammen war, und als du anhieltest, bildete ich mir ein, dass du gern wolltest, ich solle dich richtig sehen und deine Gewandtheit und deinen Anstand bewundern, indem du dein Pferd wieder ansporntest. Ich war ganz erschrocken, als du es über eine schwierige Stelle zwangest. Kurz, ich fühlte mich lebhaft in Anspruch genommen von allen deinen Handlungen, ich fühlte bereits, dass du mir nicht gleichgültig warst, und ich bezog alles das, was du unternahmst, auf mich.
Du kennst leider nur zu gut die Fort-

setzung von dem, was hier begann, und obwohl ich dich nicht zu schonen brauche, sollte ich dich doch nicht daran erinnern, aus Furcht, deine Schuld noch grösser zu machen, als sie bereits ist — falls das überhaupt möglich ist — und dann, um mir nicht selbst vorwerfen zu müssen, dass ich mir soviel unnütze Mühe gemacht habe, um dich zu zwingen, mir treu zu sein.

Du willst es nicht sein, nein! Wie könnte ich auch von meinen Briefen und Anklagen das erwarten, was meine Liebe und meine Hingebung deiner Undankbarkeit gegenüber nicht hat ausrichten können!

Ich bin meines Unglücks nur allzu sicher. Deine ungerechte Handlungsweise lässt mir nicht den geringsten Grund zum Zweifel; nachdem du mich verlassen hast, ist da nichts, was ich nicht fürchten müsste.

Bin ich es vielleicht nur allein, die dich bezaubernd findet, und könnten

nicht auch andere Augen von dir betört werden? Ich glaube, es würde mich nicht betrüben, wenn die Gefühle Anderer gewissermassen meine eigenen rechtfertigten, und ich wollte wünschen, dass alle Frauen in Frankreich dich bezaubernd fänden, dass keine dich liebte und dass du dir aus keiner etwas machtest. Das ist ein lächerlicher, ein unmöglicher Gedanke, ich weiss es. Aber ich habe zum Überdruss erfahren, dass du nicht imstande bist, eine grosse Standhaftigkeit zu empfinden, und dass du mich sehr wohl ohne fremde Hilfe vergessen könntest, und ohne dass eine neue Verliebtheit dich dazu zwänge. Vielleicht möchte ich aber doch wünschen, dass du einen vernünftigen Vorwand hättest; freilich würde ich dann unglücklicher sein, du aber würdest weniger schuldig sein.
Es ist mir klar, dass du deine Zeit in Frankreich ohne grösseres Vergnügen, aber ganz frei und frank verleben wirst. Du bleibst da, weil du dich von einer

langen Reise ermüdet fühlst, du hast es ganz bequem und fürchtest, meine glühende Liebe nicht beantworten zu können.
Ach, du brauchst dich vor mir nicht zu fürchten! Ich will zufrieden sein, wenn ich dich nur von Zeit zu Zeit sehe und nur weiss, dass wir in demselben Lande sind.
Aber vielleicht irre ich völlig, und eine andere Frau wird dich durch Härte und Geringschätzung mehr fesseln, als ich durch alles das, was ich dir zugestanden habe.
Sollte es möglich sein, dass schlechte Behandlung dich besser entflammen könnte?
Aber ehe du dich in eine wirklich grosse Leidenschaft hineinwagst, so denke an die grenzenlosen Qualen, die ich ertrage: an meine unsichern Pläne, meine wechselnden Stimmungen, an all das Übertriebene in meinen Briefen, an meine Vertrauensseligkeit und Verzweiflung, meine Sehnsucht und Eifer-

sucht. Wie unglücklich wirst du dich selbst machen! Ich bitte dich und flehe dich an, von dem Beispiel, das ich dir gebe, zu lernen, so dass es dir auf alle Fälle zu etwas Nutzen sein kann, alles das, was ich für dich erleide.
Vor fünf oder sechs Monaten machtest du mir ein verdriessliches Geständnis; du erzähltest sehr aufrichtig, dass du eine Dame in deinem Vaterlande geliebt hättest. Wenn sie es ist, die dich daran hindert, zu mir zurückzukehren, so sage es mir nur ohne Schonung, damit meine verzehrende Pein ein Ende haben kann. Eine schwache Hoffnung hält mich noch aufrecht, und wenn mich die nur täuschen soll, will ich vorziehen, sie lieber ganz zu verlieren und mich selbst mit ihr.
Schicke mir ihr Bild und einen ihrer Briefe! Erzähle mir alles, was sie dir gesagt hat! Vielleicht finde ich darin Trost oder auch Grund zu noch mehr Leiden. Ich kann nicht fortfahren, auf diese Weise weiter zu leben, und es

gibt keine Veränderung, die mir nicht willkommen sein wird.
Ich möchte auch gern ein Bild von deinem Bruder und deiner Schwägerin besitzen. Alles das, was für dich etwas bedeutet, liebe ich. Ich fühle mich ganz aufgegangen in dem, was dich betrifft; mir ist keine Verfügung über mich selbst geblieben.
Es gibt Augenblicke, wo es mir scheint, ich könnte bis zu dem Masse entsagen, dass ich in Untertänigkeit derjenigen diente, die du liebtest. Ich fühle mich so zermalmt unter deiner Misshandlung und Geringschätzung, dass ich zu Zeiten nicht einmal wage zu denken, dass ich doch das Recht haben müsste, eifersüchtig zu sein, ohne dir zu missfallen. Und ich habe gemeint, es sei das grösseste Unrecht von der Welt, dass ich mir erlaubte, dir Vorwürfe zu machen. Gar oft überzeuge ich mich selbst davon, dass ich nicht im Zorn, sowie ich es tue, mit dir von Gefühlen reden darf, die du abweist.

Da ist ein Offizier, der lange auf diesen Brief gewartet hat. Ich hatte mir fest vorgenommen, so zu schreiben, dass du es lesen könntest, ohne dich davon abgestossen zu fühlen, aber es ist zu töricht geworden; es ist am besten, dass ich ende.
Ach, ich fühle mich nicht stark genug, mich dazu zu entschliessen. Es ist mir, als spräche ich mit dir, wenn ich dir schreibe, und dass du auf eine Weise bei mir bist.
Wenn ich dir das nächste Mal schreibe, soll es weder so lang noch so unangenehm werden. Du kannst den Brief ruhig öffnen und ihn lesen im Vertrauen auf das, was ich hier sage. Es ist ganz richtig, dass ich nicht mit dir von einer Liebe reden sollte, der du überdrüssig bist, und ich will es auch nicht weiter tun.
Jetzt in wenigen Tagen wird es ein Jahr, dass ich mich dir ganz und gar hingab, ohne die geringste Rücksicht. Deine Gefühle erschienen mir sehr

glühend und ganz zuverlässig, und ich hätte mir nicht denken können, dass meine Liebe dir so viel Überdruss bereiten würde, dass du gezwungen wärest, fünfhundert Meilen zu reisen und dich den Gefahren des Meeres auszusetzen, um von mir fortzukommen. Es gibt keinen Menschen, von dem ich eine solche Behandlung verdient hätte. Du kannst dich doch noch entsinnen, wie züchtig ich war, wie verwirrt und schamhaft; aber du willst dich alles dessen nicht erinnern, was dich verpflichten könnte, mich wider deinen Willen zu lieben.

Der Offizier, der dir diesen Brief überbringen soll, lässt mir zum letzten Male sagen, dass er jetzt fort muss.

Welche Eile er hat! Sicher verlässt auch er ein unglückliches Mädchen hier im Lande.

Lebe wohl! Es kostet mich mehr, diesen Brief zu schliessen, als es dich gekostet hat, mich zu verlassen, vielleicht für immer. Lebe wohl!

Ich erkühne mich nicht, dich bei den tausend zärtlichen Namen zu nennen, oder mich rücksichtslos allen meinen Gefühlen hinzugeben. Ich liebe dich tausendmal mehr als mein Leben und tausendmal mehr, als ich es mir selbst vorstellen kann. Wie lieb du mir bist, und welche Qual du mir bereitest!
Du schreibst mir nicht — ich konnte mich nicht enthalten, es dir noch einmal zu sagen. Jetzt bin ich wieder dabei, von vorne anzufangen, und der Offizier geht seiner Wege! Aber was macht das? Lass ihn nur gehen . . . ich schreibe mehr für mich, als an dich. Ich suche nur, meinem Gemüt Linderung zu verschaffen. Dieser lange Brief wird dich ja auch ganz bange machen. Du liesest ihn nicht einmal. Was habe ich doch getan, dass ich so unglücklich werden sollte? Und weshalb hast du mein Leben so vergiftet? Ach, weshalb bin ich nicht in einem andern Lande geboren?
Lebe wohl! Und verzeihe mir! Ich

wage nicht mehr, dich zu bitten, mich zu lieben. So tief hat mein trauriges Schicksal mich erniedrigt!
Lebe wohl!

WAS soll aus mir werden? Und was willst du, dass ich tun soll?

Wie weit fühle ich mich nicht von alledem entfernt, was ich mir seinerzeit vorstellte! Ich erwartete, dass du mir aus allen den Gegenden, die du durchreistest, schreiben würdest, und zwar richtig lange Briefe. Ich glaubte, du würdest meine Liebe mit der Hoffnung nähren, dass ich dich wiedersehen sollte, und ich meinte, ich würde Trost finden in der festen Überzeugung, dass du mir treu wärest. Auf die Weise hatte ich gedacht, dass ich leidlich, ohne zu grosse Sorgen würde leben können. Ich hatte sogar einige schwache Pläne geschmiedet, dass ich mit aller Macht sehen wollte, gesund zu werden, falls ich bestimmte Gewissheit erlangen könnte, dass du mich ganz vergessen hättest. Deine Abwesenheit, einige fromme Anfechtungen, die Furcht, das bisschen Gesundheit, das mir nach allen meinen Nachtwachen und Qualen

noch übrig geblieben ist, ganz zu zerstören, die geringe Hoffnung, die vorhanden ist, dass du zurückkehren willst; deine Kälte, als du mir Lebewohl sagtest, der Umstand, dass deine Abreise auf schlecht erfundenen Vorwänden begründet war, alles das und tausend ebenso gute wie unnütze Gründe könnten mir scheinbar eine einigermassen sichere Hilfe gewähren, falls ich deren benötigt sein würde. Schliesslich war ich es nur selber, gegen die ich zu kämpfen hatte, und ich hatte sicher keine Ahnung davon, wie schwach ich war, noch konnte ich all das voraussehen, was ich jetzt leide.
Ich armer Mensch, welch Mitleid verdiene ich nicht, weil ich meinen Kummer nicht mit dir teilen kann, sondern mich in meinem Unglück ganz allein gelassen sehen muss!
Diese Vorstellung tötet mich. Ich sterbe vor Entsetzen bei dem Gedanken, dass du bei allen unsern Freuden nie etwas wirklich Inniges gefühlt haben solltest.

Ach ja, ich sehe jetzt ein, wie falsch alle deine Verliebtheit gewesen ist. Du verrietest mich jedesmal, wenn du mir sagtest, es sei deine höchste Wonne, mit mir allein zu sein.
Nur meiner eigenen, ausharrenden Liebe verdanke ich all deine Liebe und Hingerissenheit. Kalten Blutes hast du den Plan gefasst, mein Gemüt zu Flammen zu entzünden. Du hast meine Liebe nur als einen errungenen Sieg betrachtet, und dein Herz ist nie innig davon berührt gewesen.
Aber bist du denn nicht sehr unglücklich und allen seelischen Feingefühls bar, wenn du nicht besser verstanden hast, meine grenzenlose Liebe zu geniessen? Und wie kann es doch nur möglich sein, dass ich bei einer so grossen Liebe dich nicht vollauf glücklich machen konnte?
Ich beweine aus Liebe zu dir die unerschöpflichen Freuden, deren du verlustig gegangen bist. Was für ein unglückliches Schicksal hat dich nur ver-

hindert, sie erlangen zu wollen? Ach, wenn du sie nur gekannt hättest, würdest du entdeckt haben, dass sie zweifellos weit mehr wert sind als die Freude, mich betrogen zu haben, und du würdest erfahren haben, dass es ein viel grösseres Glück und ein weit innigerer Genuss ist, einen andern mit Leidenschaft zu lieben, als selbst geliebt zu werden.
Ich weiss weder was ich bin, noch was ich tue oder ersehne. Ich werde von tausend widerstrebenden Gefühlen zerrissen. Kann man sich einen elenderen Zustand denken?
Ich liebe dich bis zum Wahnsinn, und ich kann es vielleicht nicht einmal übers Herz bringen, zu wünschen, dass du unter einer ebenso heftigen Liebe leiden solltest. Ich würde mich selbst töten oder, wenn ich das nicht täte, würde ich vor Gram sterben, falls ich sicher wäre, dass du nie Frieden finden würdest, dass dein Leben eitel Verzweiflung und Nichtigkeit wäre, dass du untröstlich weintest und alles dir verhasst wäre. Ich habe

nicht Kräfte genug, meine eigenen Leiden zu tragen; wie sollte ich da auch die ertragen können, die dein Unglück mir bereiten würde, und die einen tausendfach stärkeren Eindruck auf mich machen würden.

Aber ich kann mich auch nicht entschliessen zu wünschen, dass du nicht mehr an mich denken solltest und, um die Wahrheit geradeaus zu sagen, ich bin rasend eifersüchtig auf alles das in Frankreich, das dir Freude bereiten, dein Herz entzücken und dir angenehm sein kann.

Ich weiss eigentlich nicht, warum ich dir schreibe. Ich sehe sehr wohl, dass du nur Mitleid mit mir hast, und ich will dein Mitleid gar nicht. Ich zürne mir selber, wenn ich an alles das denke, was ich dir geopfert habe.

Ich habe meinen guten Ruf und Namen verloren; ich habe mich dem heftigsten Zorn meiner Familie ausgesetzt, wegen der Strenge unserer Gesetze in bezug auf die Nonnen und wegen deiner

Undankbarkeit, die mir das grösseste Unglück von allem zu sein scheint. Und trotz alledem fühle ich so gut, dass meine Gewissensbisse nicht aufrichtig sind, dass ich von ganzem Herzen noch grösseren Gefahren getrotzt haben würde aus Liebe zu dir, und dass ich eine traurige Freude darüber empfinde, dass ich mein Leben und meine Ehre aufs Spiel gesetzt habe. War es nicht meine Pflicht, dir all das Wertvollste zu überlassen, was ich besass? Und soll ich nicht so recht zufrieden sein, dass ich damit den Gebrauch gemacht habe, den ich machte? Es scheint mir sogar, dass ich nicht so recht zufrieden bin mit allen meinen Qualen und meiner unbegrenzten Liebe, obwohl ich leider nicht imstande bin, mir einzubilden, dass ich mit dir zufrieden sein kann. Ich lebe, treulos wie ich bin. Und ich tue ebensoviel, um mein Leben zu erhalten, wie um es zu verlieren.

Ich sterbe vor Scham. Meine Verzweif-

lung lebt also nur in meinen Briefen. Wenn ich dich so glühend liebte, wie ich es dir wohl zehntausendmal gesagt habe, würde ich dann nicht schon längst tot gewesen sein?
Ich habe dich betrogen. Du solltest Klage über mich führen. Ach, warum tust du das doch nicht? Ich habe dich abreisen sehen, ich kann nicht erwarten, dich jemals zurückkehren zu sehen, und trotzdem atme ich. Ich habe dich verraten. Ich bitte dich so herzlich, mir zu verzeihen! Sei hart gegen mich! Sage, dass du meine Gefühle nicht innig genug findest. Sei schwieriger zufrieden zu stellen! Schreibe, dass du verlangst, dass ich vor Liebe zu dir sterben soll. Ich bitte dich, ich flehe dich an, mir diese Hilfe zu gewähren, damit ich die Schwäche meines Geschlechts überwinden und meinen Wankelmut durch eine echte Tat der Verzweiflung besiegen kann.
Wenn ich ein tragisches Ende fände, würdest du gezwungen sein, viele Male

an mich zu denken, die Erinnerung an mich würde dir teuer werden, und vielleicht würde ein so ungewöhnlicher Tod dein Herze rühren.
Ist das nicht mehr wert als das Leben, das du mir übrig gelassen hast?
Lebe wohl! Wie wollte ich wünschen, dass ich dich nie gesehen hätte!
Aber wie lebhaft fühle ich nicht das Unwahre in diesem Wunsch! Ich weiss im selben Augenblick, wo ich dies an dich schreibe, dass ich viel lieber unglücklich sein und dich lieben will, als dass ich dich niemals gesehen hätte.
Ich finde mich ohne zu murren in mein hartes Schicksal, weil du es bist, der es nicht besser hat gestalten wollen.
Lebe wohl!
Versprich mir, dass du liebevolles Mitleid mit mir empfinden willst, wenn ich vor Kummer sterbe, und dass meine grenzenlose Liebe dich zum wenigsten mit Überdruss und Widerlichkeit gegen alles erfüllen wird. Dieser Trost wird mir genug sein; wenn es der Wille

des Schicksals ist, dass ich dich für immer verlassen soll, würde ich dich dann auf alle Fälle nicht gern einer andern überlassen.
Du wirst doch nicht so ausgesucht grausam sein, meine Verzweiflung zu benutzen, um dich noch liebenswürdiger zu machen und damit zu prahlen, dass du die grösseste Liebe eingeflösst hast, die jemals auf der Welt gewesen ist!
Lebe wohl, noch einmal!
Ich schreibe dir zu lange Briefe; das weiss ich sehr wohl. Ich schone dich nicht genug. Ich bitte dich, mir zu vergeben und wage zu hoffen, dass du dich ein wenig nachsichtig erzeigen wirst, einer armen, wahnsinnigen Person gegenüber, die, wie du weisst, dies nicht war, ehe sie dich lieben lernte.
Lebe wohl!
Mir däucht, ich rede zu oft zu dir davon, wie unerträglich mein Leben jetzt ist. Ich danke dir von Herzen

für die Verzweiflung, die du über mich gebracht hast, und ich verabscheue die Ruhe, in der ich lebte, ehe ich dich kennen lernte.
Lebe wohl!
Meine Liebe nimmt zu mit jedem Augenblick, der vergeht!
Ach, wie vieles habe ich dir noch zu sagen!

ICH finde, dass ich den Gefühlen meines Herzens das grösseste Unrecht antue, indem ich dir schreibe und beständig versuche, sie dir zu erklären. Wie glücklich würde ich sein, wenn du aus einer glühenden Liebe bei dir selber auf meine Gefühle schlussfolgern könntest. Aber ich kann mich nicht auf dich verlassen, und ich kann auch nicht lassen, dir zu sagen, wenn auch weit schwächer, als ich es empfinde, dass du mich nicht quälen sollst, so wie du es tust, mit diesem Vergessen, das mich zur Verzweiflung bringt, und das auch eine Schande für dich ist. Es ist doch auf alle Fälle recht und billig, dass du dich darin findest, meine Klagen anzuhören über all das Unglück, das ich ja allerdings voraussah, als ich dich entschlossen fand, mich zu verlassen. Ich weiss sehr wohl, dass ich irrte, wenn ich glaubte, du würdest dich redlicher gegen mich benehmen, als dies zu geschehen pflegt.

Ich meinte, dass meine grenzenlose Liebe mich sowohl über jedes Misstrauen hinwegheben, als auch mich grössererTreue verdient machen müsste, als wie man ihr im allgemeinen begegnet. Aber deine Lust, mich zu verraten, überwand die Gerechtigkeit, die du mir schuldest für all das, was ich für dich getan habe.
Ich würde nicht umhin können, unglücklich zu sein, wenn du mich nur liebtest, weil ich dich liebe.. Alles wünschte ich deiner Liebe allein zu verdanken. Aber wie weit bin ich davon entfernt, wenn bereits sechs Monate vergangen sind, ohne dass ich auch nur einen einzigen Brief von dir erhalten habe!
All dies Unglück schreibe ich der Blindheit zu, mit der ich mich meiner Liebe? zu dir hingab. Hätte ich nicht voraussehen können, dass meine Freude schneller enden würde als meine Liebe? Konnte ich erwarten, dass du dein ganzes Leben lang in Portugal bleiben

und auf deine Zukunft in deinem Lande verzichten würdest, um alle deine Gedanken mir allein zu opfern?
Mein Kummer kann nie gelindert werden, und die Erinnerung an das, was ich genossen habe, erfüllt mich jetzt mit Verzweiflung. So soll denn wirklich alle meine Sehnsucht zuschanden werden, und ich werde dich nie mehr in meinem Zimmer sehen, so feurig und hingerissen, wie du warst! Aber ich Ärmste bilde mir nur etwas ein, ich weiss doch jetzt zum Überfluss, dass all dein Entzücken, das mir Kopf und Herz betörte, nur darin seinen Grund hatte, dass du dich amüsiertest, und aufhören musste, wenn dein Vergnügen zu Ende war.
Ich hätte in diesen zu glücklichen Augenblicken imstande sein müssen, meine Vernunft zu Hilfe zu rufen gegen das traurige Übermass all meiner Glückseligkeit, und damit sie mich hätte dahin bringen können, all das vorauszusehen, was ich jetzt leide. Aber ich

gab mich dir ganz und gar hin, und ich war nicht imstande, an etwas zu denken, was meine Freude hätte vergiften und mich hindern können, in vollen Zügen alle die glühenden Beweise deiner Leidenschaft zu geniessen.
Es war mir eine zu grosse Wonne, dich bei mir zu fühlen, als dass ich daran hätte denken können, dass du eines schönen Tages fern von mir sein würdest. Ich erinnere mich allerdings, dass ich dir einige Male gesagt habe, du würdest mich unglücklich machen; aber meine Furcht schwand schnell, und ich empfand einen Genuss darin, sie dir zu opfern und mich deinen betörenden und treulosen Versicherungen hinzugeben.
Ich sehe ganz klar, was als Heilmittel gegen alle meine Leiden dienen könnte. Sie würden im selben Augenblick schwinden, wo ich aufhörte, dich zu lieben. Aber ich unglückliches Menschenkind, was für ein Heilmittel würde das nicht sein!

Nein, ich ziehe es vor, noch mehr zu leiden, statt dich zu vergessen. Und hängt das auch von mir ab? Ich, die ich mir selbst nicht vorwerfen kann, dass ich auch nur einen einzigen Augenblick gewünscht hätte, ich könnte aufhören, dich zu lieben!
Wieviel mehr bist nicht du zu beklagen, da es ja doch viel besser ist zu leiden, was ich leide, als die stumpfsinnigen Freuden zu geniessen, die deine Geliebten in Frankreich dir bereiten. Ich beneide dich nicht um deine Gleichgültigkeit und du erregst mein Mitleid.
Ich möchte doch wissen, ob du mich ganz und gar vergessen kannst. Dessen rühme ich mich, schuld daran zu sein, dass du ohne mich nur unvollkommene Freuden haben kannst, und ich bin glücklicher als du, weil ich mehr in Anspruch genommen bin.
Sie haben mich vor kurzem zur Pförtnerin hier im Kloster gemacht. Alle Leute, die mit mir reden, glauben,

dass ich meinen Verstand nicht habe. Ich weiss nicht, was ich ihnen antworte, und die Nonnen müssen ebenso wahnsinnig gewesen sein wie ich, wenn sie mich für fähig halten, irgend ein Amt zu verrichten.
Wie beneide ich Manoel und Francisco um ihr Los! Warum bin ich nicht so wie sie, beständig bei dir. Ich wäre dir sicher gefolgt und hätte dir viel treuer gedient. Ich verlange nach nichts hier in der Welt, als dich zu sehen.
Und vergiss mich wenigstens nicht! Ich will damit zufrieden sein, dass du dich meiner erinnerst; aber ich darf nicht sicher sein, dass du es tun wirst. Auf so wenig beschränkte ich meine Wünsche nicht, damals, als ich dich jeden Tag sah; aber es ist dir gelungen, mich zu lehren, dass ich mich in alles das finde, was du willst.
Und doch bereue ich nicht, dass ich dich angebetet habe. Es ist mir eine Wonne, dass du mich verlockt hast. Dass du so hart warst, von mir fort-

zureisen, vielleicht auf ewig, verringert meine brennende Liebe nicht im geringsten Masse.
Ich wünsche, dass alle Menschen darum wissen sollen; ich mache kein Geheimnis daraus; ich bin entzückt, dass ich um deinetwillen alles das getan habe, was ich tat, gegen alle Schicklichkeit. Meine Ehre und meine Religion bestehen in nichts anderm, als darin, dich bis zum Wahnsinn zu lieben, so lange ich lebe, nachdem ich einmal angefangen habe, dich zu lieben.
Ich sage dies alles nicht, um dich zu zwingen, mich zu lieben. Du sollst dir keinen Zwang auferlegen. Ich wünsche nichts von dir, als was du aus eigenem freien Antrieb tust, und ich lehne alle Beweise deiner Liebe ab, die zurückzuhalten in deiner Macht stünde. Es wird mir eine Freude sein, dich zu entschuldigen, dass du mir nicht schreibst, wenn es dir vielleicht eine Freude gewährt, dich nicht damit zu bemühen, und ich empfinde ein herzliches Be-

dürfnis, dir alle deine Fehler zu vergeben.
Heute morgen war hier ein französischer Offizier, der die Barmherzigkeit hatte, mehr als drei Stunden mit mir von dir zu reden; er sagte mir, dass Frankreich Frieden geschlossen habe. Wenn das der Fall ist, könntest du dann nicht kommen und mich besuchen und mich mit nach Frankreich nehmen?
Aber ich verdiene es nicht. Tue, was du für gut befindest. Meine Liebe hängt nicht mehr davon ab, wie du mich behandelst.
Seit damals, als du reistest, habe ich auch nicht einen einzigen Augenblick Wohlbefinden gehabt, und meine einzige Freude ist es, deinen Namen tausende von Malen am Tage zu wiederholen.
Einige von den Schwestern wissen, in welch einen bejammernswerten Zustand du mich gebracht hast, und sie sprechen gar häufig mit mir von dir. Ich bleibe soviel wie möglich auf meinem

Zimmer, wohin du soviele Male zu mir gekommen bist; und ich betrachte immer und ewiglich dein Bild, das mir tausendmal teurer ist als mein Leben. Es gewährt mir einigen Trost, aber es verursacht mir auch vielen Kummer, wenn ich daran denke, dass ich dich vielleicht nie mehr sehen soll. Wie kann es doch nur möglich sein, dass ich dich nie mehr sehen soll? Hast du mich denn wirklich für immer verlassen? Dieser Gedanke bringt mich zur Verzweiflung.

Deine arme Marianna kann nicht mehr. Sie wird ohnmächtig, wenn sie diesen Brief beendet.

Lebe wohl! Lebe wohl!

Und habe Barmherzigkeit mit mir!

ICH schreibe Ihnen zum letztenmal, und ich hoffe, dass der Unterschied in der Ausdrucksweise und Anrede Sie verstehen lassen wird, dass es Ihnen endlich gelungen ist, mich davon zu überzeugen, dass Sie mich nicht mehr lieben, so dass also auch ich aufhören muss, Sie zu lieben.

Bei der ersten günstigen Gelegenheit will ich Ihnen nun das senden, was ich noch von Ihnen habe. Sie brauchen nicht zu fürchten, dass ich mich verleiten lassen werde, Ihnen zu schreiben; nicht einmal Ihren Namen werde ich darauf schreiben. Ich habe es alles Dona Brites zur Besorgung übergeben; sie ist stets meine Vertraute in Dingen gewesen, die freilich ganz verschieden von diesen waren. Ich will nicht das Misstrauen zu ihr haben, das ich zu mir haben würde, falls ich es auf mich nehmen wollte, es zu tun. Sie wird alle nötigen Verhaltungsmassregeln ergreifen, so dass ich mit Sicher-

heit wissen kann, dass Sie das Porträt und die Armbänder erhalten haben, die Sie mir gegeben haben.
Ich wünsche aber, dass Sie wissen sollen, dass ich mich bereits mehrere Tage vollkommen imstande gefühlt habe, diese Pfänder Ihrer Liebe, die mir so teuer waren, verbrennen und zerreissen zu können. Aber ich habe Ihnen gegenüber so viel Schwäche an den Tag gelegt, dass Sie natürlich niemals geglaubt haben würden, dass ich mich zu etwas so Weitgehendem entschliessen könnte. Ich will jetzt indessen den Schmerz geniessen, den die Trennung von Ihnen mir bereitet hat, und Ihnen wenigstens das bisschen Verdruss bereiten.
Das gestehe ich, zur Schande für uns beide, dass ich mich mehr mit diesen Kleinigkeiten verknüpft gefühlt habe, als ich Ihnen erzählen will, und dass ich fühlte, wie ich wieder alle meine Vernunft nötig hatte, um mich von jedem einzelnen Stück zu trennen, selbst nach-

dem ich froh war, dass ich mich nicht mehr mit Ihnen verbunden fühlte. Aber mit Hilfe so vieler guter Vernunftsgründe erreicht man schliesslich alles, was man will.
Ich habe es alles an Dona Brites übergeben. Wie viele Tränen hat dieser Entschluss mich nicht gekostet! Nach tausenden von wechselnden Gemütsstimmungen, von denen Sie nichts ahnen, und über die ich Ihnen wahrlich keine Rechenschaft ablegen will, flehte ich sie an, nicht mehr mit mir von diesen Kleinigkeiten zu reden, sie mir nie zurückzugeben, selbst wenn ich sie darum bitten sollte, um sie noch einmal zu sehen, und sie nur Ihnen zu senden, ohne mich etwas davon wissen zu lassen.
Ich habe erst so recht das Übermass meiner Liebe kennen gelernt, nachdem ich alles daran gesetzt habe, von ihr geheilt zu werden, und ich fürchte, ich würde nicht gewagt haben, diesen Versuch zu machen, wenn ich hätte

voraussehen können, dass es so schwierig sein und mir so heftige Gemütsbewegungen bereiten würde. Ich bin überzeugt, dass ich weniger gelitten haben würde, indem ich Sie liebte, trotz Ihrer Undankbarkeit, als indem ich Sie für immer verlasse. Ich habe einsehen gelernt, dass meine Liebe mir teurer war als Ihre Person, und ich habe ganz unsinnig gelitten, indem ich sie bekämpfen musste, auch nachdem Ihre beleidigende Handlungsweise Sie mir widerwärtig gemacht hatte. Der natürliche Stolz meines Geschlechts half mir nicht, Ihnen gegenüber eine Entscheidung zu treffen. Ich armes Menschenkind! Ich habe mich ja in Ihre Verachtung gefunden; ich würde Ihren Hass geduldet haben; ich würde alle die Eifersucht ertragen haben, die Ihre Neigung für eine andere mir hätte verursachen können. Dann hätte ich doch jedenfalls ein starkes Gefühl zu bekämpfen gehabt! Aber Ihre Gleichgültigkeit ist mir unerträglich.

Die törichten Versicherungen Ihrer Freundschaft und die lächerliche Verbindlichkeit in Ihrem letzten Brief hat mich sehen lassen, dass Sie alle Briefe erhalten haben, die ich an Sie geschrieben habe, und dass sie keinen Eindruck auf Ihr Herz gemacht haben. Und Sie haben sie doch gelesen! Undankbarer Mensch, der Sie sind! Ich bin noch töricht genug, verzweifelt darüber zu sein, dass ich aufhören muss, mir einzubilden, dass sie nicht in Ihre Hände gelangt sind.
Ich verabscheue Ihre Aufrichtigkeit. Habe ich Sie vielleicht gebeten, mir die reine, unverfälschte Wahrheit zu sagen? Warum liessen Sie mich meine Liebe nicht behalten? Sie hätten sich damit begnügen können, mir nicht mehr zu schreiben, ich bat nicht um Belehrung. Bin ich nicht unglücklich genug darüber, dass ich Sie nicht habe zwingen können, etwas zu tun, um mich hinters Licht zu führen und darüber, dass ich für Sie keine Entschuldigung mehr habe?

Das sollen Sie wissen, dass ich mich überzeugt habe, dass Sie meiner Gefühle nicht wert sind, und dass ich nun alle Ihre schlechten Eigenschaften kenne. Aber falls alles das, was ich für Sie getan habe, verdienen kann, dass Sie ein wenig Rücksicht auf das nehmen, um was ich Sie bitte, so flehe ich Sie an, mir nicht mehr zu schreiben und mir behiflich zu sein, Sie ganz und gar zu vergessen. Wenn Sie mir, auch nur einen schwachen, Beweis davon geben wollten, dass es Ihnen leid getan hätte, diesen Brief zu lesen, so könnte ich Ihnen möglicherweise glauben. Vielleicht würde ein solches Geständnis, eine solche Einräumung, mich auch verdriesslich und erzürnt machen; und das alles könnte meine Leidenschaft von neuem anfachen.

Unterlassen Sie es, sich darum zu bekümmern, was ich tue! Sie würden sicher alle meine Pläne über den Haufen werfen, wie Sie es auch anfingen, sich dahinein zu mischen. Ich will die Wir-

kung dieses Briefes nicht wissen. Stören Sie nicht den Zustand, in den ich hineinzukommen suche! Ich meine, Sie müssten zufrieden sein können mit dem Unheil, das Sie über mich hereingebracht haben; mag die Absicht, mich unglücklich zu machen, gewesen sein, was sie will! Berauben Sie mich nicht meiner Ungewissheit; ich hoffe, sie mit der Zeit zu etwas entwickeln zu können, das dem Seelenfrieden gleicht.

Ich verspreche Ihnen, dass ich Sie nicht hassen will. Ich bin starken Gefühlen gegenüber zu misstrauisch, um das zu wagen.

Ich zweifle nicht, dass ich hier im Lande einen treueren Geliebten finden könnte, wer aber würde mich wohl dazu bringen können, ihn wieder zu lieben? Sollte irgend eines anderen Mannes Liebe wohl imstande sein, Eindruck auf mich zu machen? Habe ich nicht erfahren, dass der Mensch, der Liebe kennen gelernt hat, nie denjenigen vergessen kann,

der ihn zuerst zu all' jener unbekannten Leidenschaft erweckte, die er zu fassen vermochte. Weiss ich nicht, dass alle seine Gefühle an dem Götzenbilde hängen, das er sich geschaffen hat, dass er nie seine frühesten Eindrücke vergessen oder sich von seinen ersten Wunden erholen kann; dass jede neue Liebe, die ihm seine Hilfe anbietet und sich anstrengt ihn zu erfüllen und ihm Freude zu bereiten, ihm nur eine Empfänglichkeit vorgaukelt, die nie mehr zu erreichen ist; dass alle Vergnügungen, die er nach aussen hin sucht, ohne sich etwas daraus zu machen, ob er sie findet, nur dazu dienen, ihn so recht fühlen zu lassen, dass ihm nichts so teuer ist, als die Erinnerung an all seinen Kummer und Schmerz.

Warum haben Sie mich in all das Unvollkommene und Bittere eingeweiht, das in einer Verbindung enthalten ist, die nicht ewig währen soll, und warum haben Sie mich das Unglück kennen

gelehrt, das im Gefolge einer leidenschaftlichen Liebe ist, wenn sie nicht erwidert wird? Und wie kann es sein, dass eine blinde Neigung und ein grausames Geschick sich fast stets vereinen, um unsere Wahl auf diejenigen fallen zu lassen, die nur eine andere werden lieben können.
Aber wenn ich mir auch einige Zerstreuungen von einem neuen Verhältnis versprechen könnte, und ich einen aufrichtigen Menschen träfe, der mich liebte, so habe ich doch soviel Mitleid mit mir selbst, dass ich die bittersten Gewissensbisse empfinden würde, auch nur den geringsten Menschen auf Erden in die Verfassung zu bringen, in die Sie mich gebracht haben. Und obwohl ich keine Rücksicht auf Sie zu nehmen brauche, könnte ich mich doch nicht entschliessen, mich so grausam an Ihnen zu rächen, selbst wenn es durch den Wechsel irgend eines unvorhergesehenen Zufalles von mir abhängen sollte.
Ich versuche in diesem Augenblick,

Sie zu entschuldigen, und ich verstehe sehr wohl, dass eine Nonne im allgemeinen nicht sonderlich danach angetan ist, Liebe einzuflössen. Und dann finde ich doch, dass wenn die Männer bei der Wahl ihrer Liebe die Vernunft mit zu Rate ziehen könnten, sie die Nonnen andern Frauen vorziehen sollten. Da ist nichts, was die Nonnen verhindert, unaufhörlich an ihre Liebe zu denken, sie werden nicht gestört durch die tausenderlei Dinge, die das Innere derer ausfüllen und zersplittern, die ein Leben in der Welt führen. Ich sollte meinen, es müsste nicht angenehm sein, diejenigen, die man liebt, von tausenderlei nichtssagenden Kleinigkeiten in Anspruch genommen zu sehen, und man muss ausserordentlich wenig seelisches Feingefühl besitzen, um nicht darüber in Verzweiflung zu geraten, wenn man sie nur von Gesellschaften, Putz und Spaziergängen reden hört. Unaufhörlich ist man der Eifersucht ausgesetzt,

weil sie gezwungen sind, Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit zu erweisen und sich mit allen zu unterhalten. Wer kann sicher sein, dass sie nicht ein gewisses Vergnügen bei allen diesen Freiheiten empfinden, und dass sie sich nur mit dem äussersten Überdruss und Widerwillen in ihre Ehegatten finden! Und welch Misstrauen müssen sie nicht auch dem Liebhaber gegenüber empfinden, der sie nicht die genaueste Rechenschaft von allem ablegen lässt, sondern glatt und sicher glaubt, was sie sagen und mit dem grössesten Zutrauen und der grössesten Ruhe sie sich allen diesen Pflichten unterwerfen sieht!

Aber es ist nicht meine Absicht, Ihnen mit Vernunftgründen zu beweisen, dass Sie mich lieben müssten. Das sind ausserordentlich schlechte Mittel, und ich habe solche, die bedeutend besser waren, ohne Erfolg angewendet. Ich weiss nur zu gut, wie unvermeidlich mein Schicksal ist, als dass ich versuchen

sollte, ihm zu trotzen; ich bleibe mein ganzes Leben lang unglücklich.
War ich es nicht schon damals, als ich Sie jeden Tag sah! Ich war nahe daran, vor Furcht zu sterben, dass Sie mir nicht treu sein würden; ich wollte Sie jeden Augenblick des Tages sehen, und das war nicht möglich; ich war bekümmert über die Gefahr, die Sie liefen, wenn Sie ins Kloster kamen; ich lebte nicht, wenn Sie im Felde waren; ich war verzweifelt, dass ich nicht schöner war und Ihrer würdiger; ich beklagte mich über meinen bescheidenen Stand; ich war oftmals bange, dass die Neigung, die Sie für mich zu hegen schienen, Ihnen auf irgend eine Weise schaden könnte; ich glaubte, dass ich Sie nicht genügend liebte; ich fürchtete für Sie den Zorn meiner Familie; kurz, ich lebte ein ebenso jammervolles Leben, wie ich es jetzt tue.
Wenn Sie, nach Ihrer Abreise aus Portugal, mir irgend einen Beweis Ihrer

Liebe gegeben hätten, so würde ich alles getan haben, was in meiner Macht stand, um von hier fortzukommen. Ich würde mich verkleidet haben, um zu entfliehen und Sie aufzusuchen. Denken Sie doch, was aus mir geworden wäre, falls Sie sich nicht um mich bekümmert hätten, wenn ich nach Frankreich gekommen wäre! Wie bestürzt, wie wahnsinnig verzweifelt würde ich nicht geworden sein! Und welch eine grenzenlose Schande würde es nicht für meine Familie gewesen sein, die mir so lieb ist, jetzt, wo ich aufgehört habe, Sie zu lieben!
Sie können sehen, dass ich schon ganz klar verstehe, wie es möglich gewesen wäre, dass ich noch unglücklicher geworden wäre, als Sie mich gemacht haben. Ich spreche vernünftig zu Ihnen, wenigstens einmal in meinem Leben. Wie gut es Ihnen gefallen wird, dass ich so beherrscht bin und wie zufrieden Sie mit mir sein werden! Aber ich will nichts davon wissen; ich habe Sie

bereits gebeten, mir nicht zu schreiben, und ich bitte Sie noch einmal darum. Haben Sie nie ein klein wenig über die Art und Weise nachgedacht, wie Sie mich behandelt haben? Fällt es Ihnen niemals ein, dass Sie grössere Verpflichtungen gegen mich haben, als gegen irgend jemand auf der ganzen Welt?

Ich habe Sie wie eine Wahnsinnige geliebt. Wie habe ich nicht alles andere verachtet!

Sie haben sich mir gegenüber nicht benommen, wie es einem ehrenhaften Manne geziemt! Sie müssen notwendigerweise einen natürlichen Abscheu gegen mich gehabt haben, wenn Sie mich nicht bis zum Wahnsinn lieben lernten.

Ich habe mich durch recht gewöhnliche Eigenschaften blenden lassen... Was haben Sie eigentlich getan, was mich für Sie einnehmen konnte? Was haben Sie mir geopfert? Haben Sie nicht tausenderlei andere Vergnügungen

gesucht? Haben Sie etwa meinetwegen auf Spiel und Jagd Verzicht geleistet? Waren Sie nicht der Erste, der ins Feld zog, und der Letzte, der wieder heimkehrte? Setzten Sie sich nicht dummdreist Gefahren aus, obwohl ich Sie gebeten hatte, aus Liebe zu mir sich selbst zu schonen? Sie taten nichts, um in Portugal zu bleiben, wo Sie allgemeines Ansehen genossen. Ein Brief von Ihrem Bruder veranlasste Sie zu reisen, ohne dass Sie auch nur einen Augenblick zögerten. Und habe ich nicht erfahren, dass Sie auf der ganzen Reise in der besten Laune von der Welt waren!

Ich sehe mich gezwungen, einzuräumen, dass ich Sie tödlich hassen muss. Ach, ich weiss es sehr wohl, dass ich selber all' dies Unglück über mein Haupt gebracht habe. Ich gewöhnte Sie viel zu treuherzig an eine grosse Leidenschaft, und man muss falsch sein, um sich geliebt zu machen. Man muss beständig nach Mitteln suchen, um zu

betören; Liebe allein erzeugt keine Liebe.
Sie haben gewollt, dass ich Sie lieben sollte, und als Sie den Plan gefasst hatten, gab es nichts, was Sie gescheut haben würden, um ihn durchzuführen. Sie würden sich sogar dazu bequemt haben, mich zu lieben, wenn das erforderlich gewesen wäre. Aber Sie sahen sehr wohl ein, dass Sie Ihr Ziel ohne Liebe erreichen konnten, und dass Sie sie nicht nötig hatten. Wie niedrig war das nicht gehandelt!
Haben Sie eigentlich geglaubt, dass Sie mich so ungestraft betrügen konnten? Wenn irgend ein Zufall Sie noch einmal hierher ins Land führen sollte, so kann ich Sie versichern, dass ich Sie der Rache meiner Familie ausliefern werde. Ich habe lange in einem Zustand von Selbstaufopferung und Götzendienst gelebt, der mich erschaudern macht, und meine Gewissensbisse verfolgen mich mit unerbittlicher Härte. Ich fühle lebhaft, wie entehrend die

Verbrechen sind, die Sie mich zu begehen veranlasst haben, und ich bin leider nicht mehr im Besitz der Leidenschaft, die mich hinderte, sie in ihrem furchtbaren Umfang zu erkennen. Wann wird wohl die Zeit kommen, wo ich mich von dieser Qual erlöst fühle?
Und trotz alledem glaube ich, dass ich nichts Böses auf Sie herabwünsche, und dass ich mich darin finden könnte, dass Sie glücklich würden. Aber wenn Sie wirklich ein Herz haben, wie sollten Sie es da sein können?
Ich habe Lust, Ihnen noch einmal zu schreiben, um Ihnen zu zeigen, dass ich nach Verlauf einiger Zeit vielleicht doch etwas ruhiger werde. Welch ein Genuss soll es mir sein, Ihnen Ihr ungerechtes Auftreten vorzuhalten, wenn es mich nicht mehr so schmerzlich berührt; Ihnen zu zeigen, dass ich Sie verachte, dass ich mit tiefer Gleichgültigkeit von Ihrer Treulosigkeit spreche, dass ich alle meine Freuden

und allen meinen Kummer vergessen habe, und dass ich nicht mehr an Sie denke, ausser wenn ich es tun will.
Ich gebe zu, dass Sie mir sehr überlegen waren, und dass Sie mich dahin brachten, Sie wie eine Wahnsinnige zu lieben, aber Sie können sich nur wenig stolz darüber fühlen. Ich war jung, leichtgläubig und war hier seit meiner Kindheit ins Kloster eingesperrt worden; ich sah nur unangenehme Menschen um mich her; ich hatte nie diese Art Schmeicheleien gehört, mit denen Sie mich unaufhörlich umgaben; ich fand, ich schuldete Ihnen die Anziehung und Schönheit, die Sie bei mir fanden und für die Sie meinen Blick erschlossen; ich hörte nur Gutes von Ihnen; alle Leute sprachen sich zu Ihren Gunsten aus — und Sie taten alles, um meine Liebe zu erwecken.
Aber nun bin ich endlich aus diesem Zauberbann entschlüpft; Sie haben mir eine mächtige Hilfe geleistet, und ich räume Ihnen ein, dass ich deren in

hohem Masse bedurfte. Wenn ich Ihnen nun Ihre Briefe zurücksende, werde ich sorgfältig die beiden letzten aufbewahren, die Sie mir geschrieben haben, und ich will sie wieder und wieder lesen, noch häufiger als ich die ersten gelesen habe, um nicht wieder in meine alte Schwäche zu verfallen. Ach, wieviel haben sie mich nicht gekostet! Und wie glücklich würde ich nicht gewesen sein, wenn Sie sich hätten darin finden können, dass ich fortfuhr, Sie zu lieben!

Ich weiss sehr wohl, dass ich mich noch zu viel mit meinen Vorwürfen und mit Ihrer Treulosigkeit beschäftige; aber Sie dürfen nicht vergessen, dass ich mir selbst ein friedlicheres Dasein gelobt habe, und dass ich dies entweder erlange oder auch einen verzweifelten Entschluss fasse, den Sie ohne grosses Bedauern erfahren werden.

Aber ich wünsche nichts mehr von Ihnen. Ich bin eine Törin, dass ich

dasselbe so viele Male wiederhole. Es ist notwendig, dass ich auf Sie verzichte und nicht mehr an Sie denke.
Ich glaube sogar, dass ich nicht mehr an Sie schreiben will.
Bin ich vielleicht verpflichtet, Ihnen genaue Rechenschaft darüber abzulegen, wie meine Gefühle wechseln?

DIE ersten ihrer Briefe hat Marianna jedenfalls nach Dijon senden müssen, wohin Chamilly sofort reiste, um seinen Bruder zu besuchen, der Militärgouverneur der Stadt war. Hérard Bouton de Chamilly, den König Ludwig zusammen mit seinem alten Chef, dem Prinzen von Condé, amnestiert hatte, musste auf diesem wichtigen Posten notwendigerweise in die geheimen Pläne Frankreichs gegen die Franche-Comté eingeweiht sein, und wenn er seinem Bruder geschrieben hatte, dass er heimkehren solle, so geschah das zweifelsohne namentlich um des Lohnes und Ruhmes willen, den der kommende Feldzug zu bieten haben würde.

Noël Bouton rückte denn auch Anfang Februar 1668 mit ins Feld gegen die Franche-Comté. Nachdem der glänzend geführte Feldzug schnell beendet war, kämpfte er schon im März desselben Jahres in Flandern gegen die Spanier, und als der Friede in Aachen

ratifiziert war, reiste er nach Marseille, um an dem Kriegszug teilzunehmen, den der Herzog von La Feuillade auf eigene Kosten ausrüstete, um den Venetianern Hilfe zu bringen, die in Kandia von den Türken hart bedrängt wurden. Am 20. September schiffte die Expedition sich ein, jedoch schon Mitte Januar 1669 war Chamilly wieder zu seinem Bruder zurückgekehrt, der damals eine Heeresabteilung im Herzogtum Luxemburg kommandierte, und am 8. Juli 1669 ward er zum Oberst und Chef des Regiments Burgund mit der Garnison Dünkirchen ernannt.

Sein späteres Leben weist eine glänzende Waffentat auf, die seinen Namen in der Kriegsgeschichte Frankreichs bewahrt hat. Es ist die Verteidigung der Festung Grave in Ludwigs XIV. Krieg gegen die niederländische Republik. Der Herzog von Saint-Simon erzählt in seinen Memoiren von „dieser bewunderungswürdigen Verteidigung von über vier Monaten, die dem Prinzen

von Oranien sechzehntausend Mann kostete, und für die Chamilly von diesem Fürsten sehr gerühmt wurde, dem er sich nur unter den ehrenvollsten Bedingungen und nach wiederholtem Befehl des Königs ergab." „Diese berühmte Belagerung", heisst es weiter, „bewirkte, dass Chamilly im Rang befördert wurde und verschiedene Gouverneurposten erhielt, ohne dass er den Militärdienst verliess, obwohl Louvois ihn hasste.... Louvois konnte trotzdem nicht verhindern, dass der König, nachdem er sich im Frühling 1685 Strassburgs bemächtigt hatte, Chamilly dort zum Gouverneur ernannte. Aber der Minister rächte sich auf die Weise, dass er dem Höchstkommandierenden im Elsass den Wohnsitz in Strassburg anwies, was Chamilly so unangenehm war, dass es ihn sozusagen beständig aus der Stadt verbannte."
Louvois' Hass gegen Chamilly und seine Bestrebungen, ihn niederzuhalten, vererbten sich auf seinen Sohn und

Nachfolger als Kriegsminister, Barbésieux, als aber Chamillart später an die Spitze der Heeresmacht gelangte, hatte Chamilly dafür das Glück, dass die Frauen Chamillart und Chamilly eng verbunden waren.
Chamilly hatte im Jahre 1677 ein Fräulein de Bouchet geehelicht, von der Saint-Simon sagt, dass sie „eine selten hochentwickelte Dame war, der zu widerstehen selbst Louvois Mühe gehabt hatte.... Ihre Art und Weise zu reden und aufzutreten liess einen vergessen, dass sie ausserordentlich hässlich war; der Mann und sie kamen vorzüglich miteinander aus.... Sie waren reich, jedes von seiner Seite, und hatten keine Kinder. Sie war voll von grossen Plänen und nahe daran, vor Besorgnis um ihn zu vergehen. In den verschiedenen Kommandos und Gouverneurposten, wohin sie ihn begleitete, verstand sie die Kunst, alles auszurichten, so dass sie ihm sogar bei der Ausführung seiner Amtsgeschäfte

behiflich war, und gleichzeitig die Leute glauben zu machen, dass er das Ganze ausrichte, bis zu den kleinsten häuslichen Geschäften. Sie machten sich überall beliebt und geachtet, namentlich sie. Mit Hilfe von Chamillart" — oder wie Saint-Simon an einer anderen Stelle sagt: vielmehr mit Hilfe von Chamillarts Gattin — „brachte sie ihren Mann wieder flott, indem ihm der Minister das Kommando über la Rochelle und die angrenzenden Provinzen verschaffte .... und sie verhalf ihm auch zum Marschallstabe, was um so leichter war, als der König immer Achtung und Freundschaft für ihn gehegt hatte; seine Ernennung, die ziemlich spät [im Jahre 1703] stattfand, wurde mit allgemeinem Beifall begrüsst ...."

Saint-Simon schildert Chamilly im Jahre 1703 als „einen grossen, korpulenten Mann, den besten Menschen von der Welt, äusserst brav und redlich, aber so dumm und schwerfällig, dass man nicht

begreifen konnte, dass er wirklich militärische Begabung besass. Alter und Ärger hatten ihn fast ganz geistesschwach gemacht..." Und bei Gelegenheit von Chamillys Tode im Jahre 1715 sagt er: „Es war ein grosser und korpulenter Mann, ganz ausserordentlich wohlgebildet. Er war hochangesehen wegen seiner Tapferkeit in verschiedenen Schlachten und hatte sich durch die Verteidigung von Grave berühmt gemacht.... Er war sehr brav und ein Mann von Ehre, hatte sein Haus überall mit grossem Anstand geführt, besass aber so wenig Kopf, dass man immer darüber staunen musste, und seine Frau, die ausserordentlich viel Kopf besass, ward häufig dadurch in Verlegenheit gesetzt."

Ohne grosse Schwierigkeit kann man diese Schilderung in Einklang bringen mit dem Bilde, das Marianna in den Briefen von dem Geliebten zeichnet. Dort ist er der flotte, junge Offizier, der für den Krieg lebt, Spiel und Jagd

liebt, erotisch aufbrausend, aber ohne tieferes „seelisches Feingefühl“ ist, dabei nicht ohne jenes Bestreben, „offenherzig“ zu sein und „die reine, pure Wahrheit“ zu sagen, das in dem Verhältnis junger Männer zu Frauen sich in der Regel ziemlich spät geltend zu machen pflegt. Saint-Simons alter, recht stupider General mit seiner Bravheit, seinem Anstand und dem Überrest früherer Schönheit ist leicht begreiflich als spätere Entwicklungs stufe in dem Leben desselben Menschen.

Chamilly war 79 Jahre alt, als er 1715 starb. Er ist nie zu den hervorragenden Heerführern jener grossen Periode gezählt, aber Frankreich hat seinen Namen doch noch nicht vergessen. Sein Bild hängt in Versailles in der Nähe von Vaubans; er ist von einem modernen Künstler gemalt und stellt Chamilly in seinem reifen Mannesalter dar, zu Fuss und mit einer Aussicht über die Festung Grave als Hintergrund.

IN Mariannens viertem Brief steht, „sie haben mich vor kurzem zur Pförtnerin hier im Kloster gemacht.“ Nach dem Platz des betreffenden Briefes in der Reihenfolge muss dies im Frühling 1668 geschehen sein, und man kann hierin vielleicht einen gutmütigen Versuch von seiten der andern Nonnen sehen, ihre unglückliche Schwester zu zerstreuen, indem sie ihr einige einfache Geschäfte zu verrichten gaben. Wie schlecht sie ihres Amtes waltete, hat sie selbst geschildert. Nicht lange nachher ist schliesslich der entscheidende Brief Chamillys in ihre Hände gelangt und Marianna nimmt sich nun bestimmt vor, dass sie entweder ein „friedliches Dasein erlangen oder auch einen verzweifelten Entschluss fassen will.“

Man hat eine lange Zeit hindurch den letzten Teil ihrer Aussage am stärksten betont und beständig gemeint, sie habe Hand an sich legen müssen, oder auch,

sie sei dem Kummer und der „vielen Schwächlichkeit“ erlegen, von der an mehreren Stellen in ihren Briefen die Rede ist. Unter allen Umständen glaubte man sicher, dass ihr Tod sehr bald auf die Gewissheit gefolgt sei, dass Chamilly nie mehr zurückkehren werde.

Dies ist nicht der Fall gewesen; Marianna ist als alte Frau eines ruhigen Todes gestorben.

Untersuchungen der neuesten Zeit haben ein Testament vom 2. November 1676 an den Tag gefördert, worin Mariannas jüngere Schwester, übereinstimmend mit der allgemeinen Regel, ihre Vermögensverfügungen trifft, als sie aus dem Noviziat austritt und die Gelübde ablegt. Das Kloster der Empfängnis muss zu den in damaliger Zeit nicht seltenen Klöstern gehört haben, die den Nonnen ein Recht auf Sondervermögen einräumten, denn Peregrina Maria setzt ihre ältere Schwester zur Erbin der Einkünfte ein, die sie

nicht dem Kloster zufliessen lässt, sondern sich selbst vorbehält, und sie testamentiert ihr ausserdem eine Summe in barem Gelde, die ihr unmittelbar nach Abwicklung der väterlichen Erbschaft übergeben werden sollte. Der Grund zu ihrem liebevollen Bedenken der Schwester gegenüber besteht, dem Wortlaut des Testamentes zufolge, in den „vielen Verpflichtungen, die sie ihr schuldet, weil sie von ihr erzogen ist, seit sie ein kleines Mädchen von drei Jahren war."

Man scheint aus diesen Worten herauszufühlen, wie Marianna in ihrem Schmerz Zuflucht bei der kleinen Schwester und ihrer Erziehung gesucht hat, um dadurch Hilfe gegen die Verzweiflung zu finden, die sie bedrohte. Das Kind hat sicher zu all dem „Lieben" gehört, das ihr „verhasst" geworden war, so lange „die Verzauberung" währte, um dann hinterher mit einer schuldbewussten und doppelt brennenden Liebe umfasst zu werden. Die beständige

Arbeit der Erziehung und Belehrung des kleinen Mädchens ist in den nächsten Jahren nach Mariannas grossem Unglück eine ihrer wesentlichsten Hilfsquellen gewesen, um „etwas zu erreichen, das Seelenfrieden gleichen kann“.
Aber es ist selbstverständlich, dass sie gegen alle Widerwärtigkeiten der Welt vor allen Dingen den Haupttrost hat suchen müssen, auf den ihre Erziehung und ihr Stand sie ganz besonders hinwiesen. Sie zwang ihr Gemüt zu einem ständigen Verkehr mit dem Gott, den sie wohl für eine Zeitlang hatte vergessen können, an den sie aber doch immer geglaubt hatte, und dem zu gehorchen ihr in tiefempfundener Reue und mit der demütigsten Hoffnung auf Gnade schliesslich gelang.
Die Klostereintragung über ihren Tod berichtet, dass sie „alle ihre Jahre im Dienste Gottes anwandte, sehr musterhaft war, und dass niemand etwas über sie zu klagen hatte, weil sie allen gegenüber sehr sanft war;“ und als sie den

Tod herannahen fühlte, „da bat sie um alle Sakramente, die sie bei vollem Bewusstsein empfing, indem sie Gott von Herzen dafür dankte, dass sie ihrer teilhaftig geworden war; und so starb sie wie eine, die das Zeichen der Gnade trägt, und hatte die Macht ihrer Sprache bis zu ihrer letzten Stunde."

Marianna starb den 28. Juli 1723 in einem Alter von 83 Jahren. Es wird angeführt, dass sie „dreissig Jahre lang harte Busse getan hatte und an viel Schwächlichkeit litt, die sie mit grosser Ergebung in Gottes Willen trug und mit dem Wunsch, nur noch mehr Leiden zu haben."

Es macht einen eigenen Eindruck, die Klosterschreiberin hier dieselbe Wendung benutzen zu sehen, deren sich Marianna in ihrem ersten Brief bedient, um ihre grenzenlose Liebe zu messen: Und lass mich noch grössere Leiden erdulden! —

Im übrigen ist es bezeichnend, dass Marianna trotz ihrer hohen Geburt

und der Frömmigkeit, die sie an den Tag legte, während ihres langen Lebens keinen von den Ehrenposten des Klosters erlangte. Nur einmal ist sie zur Wahl als Äbtissin aufgestellt, und sie wird verworfen. Das geschieht im Jahre 1709, wo von 109 der abgegebenen Stimmen nur 48 auf Marianna fallen.
Alle Papiere, die in der Familie Alcoforado gefunden sind, schweigen ganz von ihr. Inwiefern ihr alter Vater ihr Verhältnis zu Chamilly in seinem ganzen Umfang gekannt hat, ist nicht deutlich zu ersehen; das aber steht fest, dass ihr Bruder Miguel es vorzog, seine Töchter in einem andern Kloster als in dem der Empfängnis unterzubringen. Balthazar, der mit Chamilly zusammen gedient hatte, gab im Jahre 1669 plötzlich seine vielversprechende militärische Laufbahn auf und wurde Geistlicher. Man hat diese überraschende Handlung mit dem Umstand in Verbindung setzen wollen, dass er sich gerade damals über die Natur

des Verhältnisses, dessen Entwicklung er vielleicht selber leichtsinnig herbeigeführt hatte, in seiner vollen Ausdehnung klar geworden sein kann.
Während die Zweige der Familie, die in ihrem nördlichen Stammland geblieben waren, den Namen Alcoforado aufgaben oder ihn in ihren Verbindungen mit andern adeligen Familien ummodelten, wurde der Name in Beja bis auf unsere Tage in Ehren gehalten.
Der erste Inhaber des Majorats der Alcoforados war Mariannas Bruder Miguel, der als hochstehender Offizier und Höfling starb, und nach ihm ward das Majorat bis in unser Jahrhundert von angesehenen Leuten, die Beamte und Krieger waren, in Besitz genommen. Aber in den siebziger Jahren stirbt die Familie mit der Person eines armen, elenden Skribenten aus.
Er ist ein ausgeprägt degenerierter Sonderling gewesen, der durch viel Geist glänzen konnte, um hinterher in völliges Selbstaufgeben zu versinken, mit

grossen Plänen, die er nicht durchzuführen vermochte, und einer literarischen Neigung, die sich auf verschiedenartige Gebiete warf. Er veröffentlichte mehrere Abhandlungen und eine Reihe ästhetischer Kritiken, lebte eine Zeitlang in Paris, musste aber nach Portugal zurückkehren, wo er in einem Stift starb, dessen Priester und Arzt ihn liebgewonnen hatten und zu seinem Begräbnis zusammenschossen.

— Als der letzte Alcoforado gezwungen war, das väterliche Haus in Beja zu verkaufen, hatte er sich ausbedungen, dass das Familienwappen in dem grossen Saal des Hauses erhalten bleiben solle. Der Klub, der das Grundstück kaufte, hat seinen Wunsch nicht in Ehren gehalten. Jetzt ist das Wappen der Alcoforados nur an einem ehemaligen Schloss in Traz-os-Montes zu sehen, wo es in Stein über einem alten Portal noch prangt.

UM erstenmal gelangten Mariannas Briefe im Jahre 1669 an die Öffentlichkeit, und zwar auf französisch.
In einer Duodezausgabe von 182 Seiten mit einer Vorrede und einem Auszug des am 28. Oktober 1668 in Paris erteilten königlichen Privilegiums, wonach „der Buchhändler Claude Barbin Erlaubnis erhält, auf eine Zeit und Ausdehnung von fünf Jahren ein Buch mit dem Titel: „Portugiesische Briefe“ drucken zu lassen.“ Es wird hinzugefügt, dass „die erste Ausgabe am 4. Januar 1669 im Druck erschien.“
Die portugiesischen Briefe tragen auf dem Titelblatt nur die Angabe: ins Französische übersetzt, und der Verleger erklärt freilich in der Vorrede, dass „sie an einen Edelmann von Rang geschrieben sind, der den Krieg in Portugal mitgemacht hat“, fährt aber fort: „Ich kenne weder den Namen desjenigen, an den man sie geschrieben, noch desjenigen, der die Übersetzung

davon angefertigt hat." Ferner führt er an, „dass er sich mit viel Not und Mühe in den Stand gesetzt hat, eine zuverlässige Abschrift der Übersetzung zu erlangen .... „Ich habe diese Briefe entweder so viel loben oder mit so viel Eifer von allen denen suchen sehen, die Verständnis für zärtliche Gefühle haben, dass ich der Meinung war, diesen eine besondere Freude zu bereiten, indem ich die Briefe im Druck erscheinen liess."

Wenn man zu jener Zeit in der guten französischen Gesellschaft Briefe erhielt, die irgendwelches literarisches Interesse hatten, liess man sie in einem oft ziemlich weiten Kreis von Freunden und Bekannten von Hand zu Hand gehen.

Die später so berühmten Briefe, die Madame de Sévigné, vom Jahre 1671 an, ihrer Tochter Madame de Grignan in der Provence schrieb, wurden dort unter den Damen der vornehmen Welt vorgelesen, und Madame de Sévigné ihrerseits erwähnt Briefe der

Tochter, die sie bei Freunden in Paris kennen gelernt hat.
Dasselbe ist der Fall gewesen mit Briefen La Fontaines, Racines, Boileaus und vieler anderer, die dann, wenn einige Zeit vergangen war, und ein grösseres Publikum sich danach sehnte, sie kennen zu lernen, aus einer geringeren Anzahl von Abschriften in eine Veröffentlichung durch den Druck übergingen.
Nicht unberechtigt ist die Annahme, dass Chamilly im Laufe des Hochsommers 1668 Mariannas Briefe an Leute gezeigt hat, die ebensowenig wie er selbst die Verpflichtung der Diskretion einer Frau aus einem äusserst fremden Lande gegenüber empfanden, umsomehr als ihre Verhältnisse dem französischen Publikum durch einen allgemeinen Vornamen und einige unbekannte Lokalitäten nicht verraten wurden. Die Briefe können dann übersetzt worden sein und in mehreren Abschriften zirkuliert haben, bis der mit

der literarischen Welt wohlbekannte Barbin — während Chamilly auf Kreta weilte — das Privilegium erlangte, sie veröffentlichen zu lassen.

Nur wenige Monate nach der ersten Ausgabe lag eine unveränderte, neue Auflage vor, und noch aus demselben Jahre ist eine holländische Ausgabe auf französisch erhalten mit dem Titel: „Liebesbriefe einer Nonne, geschrieben an den Ritter von C., französischer Offizier in Portugal", die mit der sehr bekannten, fingierten Firma: Pierre Marteau, Köln gezeichnet, erschien. In dieser Ausgabe ist Barbins kurioser Passus, dass ihm weder der Adressat noch der Übersetzer bekannt ist, durch folgende Erklärung erstattet: „Der Name dessen, an den man die Briefe geschrieben hat, ist Herr Ritter von Chamilly, und der Name dessen, der sie übersetzt hat, ist Cuilleraque".

Dieser Graf von Guilleragues, wie er richtig heisst, spielte eine bedeutende

Rolle an dem französischen Hof und war ein guter Freund der Damen Sévigné, Coulange de la Fayette und ihres ganzen Kreises. Er stand auf dem vertraulichsten Fusse mit Prinzen und den höchsten Spitzen des Adels und war zugleich Boileaus und Racines Ratgeber, ehe sie ihre Arbeiten in den Druck gaben. Louvois vertraute Guilleragues die Redaktion des offiziellen Organs der Regierung, der ersten Zeitung Frankreichs, Renaudots „Gazette" an; und kein Geringerer als Bayle sagt von ihm und seinem Mitredakteur, dass sie „beide Schöngeister sind, und man hat mich versichert, dass sie das Blatt äusserst genau durchsehen und daraus nicht nur alles entfernen, was unzuverlässig, sondern auch das, was nicht elegant ist . . . Der Stil des Blattes ist ausserordentlich schön und fliessend". Saint-Simon schildert ihn recht mürrisch als „Prahlhans, Gourmand und Hanswurst", räumt jedoch gleichzeitig ein, dass er einen

sehr guten Kopf hatte und ein vorzüglicher Gesellschafter war, „und“, heisst es weiter, „Guilleragues hatte Freunde und lebte auf deren Kosten, weil er alles durchgebracht hatte; trotzdem wetteiferte man, seiner habhaft zu werden. Er war ein intimer Freund von Madame Scarron gewesen, die ihn in ihrer Herrlichkeit nicht vergass und ihm den Gesandtenposten in Konstantinopel verschaffte, damit er wieder etwas Fleisch auf den Knochen bekommen könne. Aber dort wie überall fand er Gelegenheit, alles aufzufressen. Dort starb er.“

Guilleragues könnte gerade genug ästhetischen Sinn, Sprachtalent, gesellschaftlichen Ehrgeiz und läppische Rücksichtslosigkeit besessen haben, um Mariannas Liebesklagen als literarisches Raffinement in der feinen Welt Frankreichs auszunutzen.

Nachdem sie im Druck erschienen waren, erlangten sie schnell einen bedeutenden Lesekreis; aus den ersten

drei Jahren hat man bei Barbin vier Ausgaben ausser zweien bei Pierre Marteau und einer bei einer angegebenen Firma in Amsterdam.

Als Barbin das grosse Interesse sah, mit dem man seine portugiesischen Briefe aufnahm, sandte er nur wenige Monate später eine zweite Sammlung von Briefen hinaus, von denen er behauptete, sie seien von einer portugiesischen „Dame von Welt" geschrieben, und „in einem Stil, der von dem der Nonne abweicht", weshalb er „geglaubt hat, dass dieser Unterschied Beifall gewinnen könne"; die Übersetzung habe man „einigen Personen von Rang" zu verdanken. Pierre Marteau druckt diesen „zweiten Teil" in einer undatierten Ausgabe nach, die jedoch wahrscheinlich schon in dem Jahre 1669 erschien unter dem irreleitenden Titel: Briefe einer portugiesischen Nonne. Ins Französische übersetzt. Zweiter Teil, obwohl das Buch mit Barbins Vorrede über

den von der Nonne unterschiedlichen Stand und Stil der Briefschreiberin eingeleitet wird.

Hiermit ist der Anfang gemacht zu der verworrenen Vermischung der beiden Reihen von Briefen, die sich schon 1680 befestigt, wo alle zwölf Briefe zusammen gedruckt werden, obendrein so, dass die sieben der zweiten Reihenfolge vorangesetzt werden. Hier hinzu werden dann in der Regel zwei Reihenfolgen entschieden apokrypher „Antworten" gefügt, die beide gleich im Jahre 1669 herausgegeben wurden, die erstere bei J. Baptiste Loyson in Paris, die andere gezeichnet Rob. Phillippes, Grenoble, der ausdrücklich anführt, dass seine Antworten erdichtet sind, was Barbin in seinem Nachdruck der Antworten im folgenden Jahre wiederholt.

Aber das grosse Publikum zeigte — selbstverständlich — dasselbe Interesse und dieselbe Begeisterung für die rohe Vermischung der verschiedenartigen

Briefe, wie es der kleine Kreis wirklicher Ästhetiker für die erste, eigentümliche Sammlung und für die andern als Gegensatz dazu empfunden hatte. Vor Ende des Jahrhunderts liegen nicht weniger als 40 Ausgaben von Mariannas und „der portugiesischen Dame“ Briefen, sowie von den beiden Reihenfolgen von Antworten vor; teils einzeln, teils, und zwar vorwiegend, zu zweien oder mehreren gesammelt.

Die intelligenten Kreise in Frankreich betrachteten Mariannas Briefe von ihrem ersten Erscheinen an als fremdartigen Ausdruck der rückhaltlosen Leidenschaft eines ausgeprägt weiblichen Temperamentes. Madame de Sévigné bedient sich Madame de Grignan gegenüber schon im Jahre 1671, und dem Grafen von Guitaut gegenüber im Jahre 1682 der Bezeichnung „Portugieser“, als gleichbedeutend mit stark leidenschaftlichen Frauenbriefen; das eine Mal, als sie selber einen Brief beantworten soll, der „so un-

endlich zärtlich ist, dass er alle frühere Gleichgültigkeit aufwiegt", und das andere Mal gelegentlich der Erwähnung einer Dame, die „von einer wahnsinnigen Liebe ergriffen ist, von einer Leidenschaft, die nichts als die Liebe selber zu entschuldigen vermag".

IM Laufe des 18. Jahrhunderts bemächtigt sich die Buchhändlerspekulation völlig Mariannas Briefe. Sie werden stets als Fortsetzung der sieben Briefe abgedruckt und das Ganze wird mit Barbins erster Vorrede eingeleitet; man fügt in der Regel einen Anhang von andern Briefen und von erotischen Liedern hinzu; von der Mitte des Jahrhunderts an werden sie noch weiter ausgenutzt in beständig wiederholten, versifizierten Nachahmungen, in denen die Namen der Personen verändert werden, damit sie in den Ohren des Publikums angenehmer klingen können: Chamilly wird auf dem Titel Melcour genannt, Marianna heisst Euphrasie, Doña Brites: Doña Mélés.

Aber während alles dessen wird doch eine mehr historische und kritische Schätzung vorbereitet, die zum erstenmal in Barthélemy Merciers Ausgabe aus dem Jahre 1796 zum Ausdruck gelangt; wohl behandelt diese alle zwölf

Briefe als zusammengehörig, aber sie scheidet die Antworten aus, und sie wird mit einer historischen und bibliographischen Übersicht eingeleitet. Der gelehrte Buchkenner nennt ohne Bedenken Chamilly als Adressaten, beleuchtet sein Leben in Portugal und später, hält aber den Advokaten und Satirenverfasser Subligny für den französischen Übersetzer der Briefe. Worauf sich diese Annahme stützt, ist nicht näher angegeben, und Mercier scheint ihr selbst ein wenig zweifelnd gegenüber zu stehen.

Während des Kaiserreichs wird Merciers Ausgabe mehrmals nachgedruckt, ohne dass der kritische und biographische Stoff, die Briefe betreffend, in irgend einer Hinsicht bereichert wird, aber im Jahre 1810 erscheint ein literarisches Feuilleton, das Aufklärungen nach einer ganz neuen Richtung hin bringt. Im Journal de l'Empire — wie das Journal des Débats unter dem ersten Napoleon genannt wird — be-

spricht der bekannte Hellenist und Kritiker Boissonade Mariannas Briefe, setzt ihre Zahl auf die fünf fest, die zuerst im Jahre 1669 erschienen, behauptet, dass sie an Chamilly gerichtet und von Guilleragues oder Subligny übersetzt sind, und fährt fort:
„Aber die Bibliographen haben noch nicht entdeckt, wie die Nonne hiess. Ich kann es ihnen sagen: auf meinem Exemplar der Ausgabe aus dem Jahre 1669 steht folgende Bemerkung von mir unbekannter Hand: Die Nonne, die diese Briefe geschrieben hat, hiess Marianna Alcoforada und war Nonne in Beja zwischen Estremadura und Andalusien. Der Ritter, an den diese Briefe geschrieben sind, war der Graf von Chamilly, der damals Graf von Saint-Léger genannt wurde."
Portugal hatte sich bis dahin einem Werk gegenüber, das seinen Namen so weit über die Landesgrenzen hinaustrug, gänzlich schweigend verhalten. Die einzige wirkliche Spur, die man

darüber gefunden hat, dass die Portugiesen das Buch dennoch gekannt und sich damit beschäftigt haben, stammt aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, wo die Zensur in Portugal — wie übrigens auch im Deutschen Reich — die Briefe auf das Verzeichnis über verbotene Bücher setzt. Eine Übersetzung ins Portugiesische liegt erst im Jahre 1819 vor, und sie ist äusserst kritiklos und nach schlechten Ausgaben ausgeführt.

Dafür aber ist es ein Portugiese, der fünf Jahre später den Text und die Geschichte der Briefe für lange Zeiten feststellt. Im Jahre 1824 erscheint in Paris: Portugiesische Briefe. Neue Ausgabe übereinstimmend mit der ersten (Paris, Cl. Barbin, 1669). Mit einem bibliographischen Bericht über die Briefe, alles von dem Gatten der bekannten französischsen Schriftstellerin Madame de Sousa, dem Diplomaten und Literarhistoriker Graf Sousa-Botelho. Das Buch enthält den Text auf

französisch und portugiesisch, vermehrt in seiner Einleitung die bisher bekannten Aufklärungen über Chamilly und die Geschichte des Buches, charakterisiert die französische Übersetzung der verlorenen Originale und unterstützt Boissonades Aufklärung durch die Mitteilung, dass einer berühmten portugiesischen Genealogie zufolge wirklich eine Familie Alcoforado aus Alemtejo existiert hat: „Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, dass diese Familie im Jahre 1663 in Alemtejo gelebt hat, und dass eine Tochter des Hauses Nonne in einem der Klöster von Beja gewesen ist.“

Nähere Forschungen an Ort und Stelle zu machen, ist Sousa-Botelho nicht in den Sinn gekommen oder er hat keine Gelegenheit gehabt, solche anzustellen. Man spürt überhaupt bis in die allerneueste Zeit keine sonderliche Lust bei portugiesischen Gelehrten, allen Ernstes in den historischen Zusammenhang der Sache einzudringen; die Rück-

sicht darauf, dass die Familie Alcoforado in Beja noch bis tief in das verflossene Jahrhundert hinein hochangesehen war, kann in dem katholischen Lande hierbei vielleicht mitgewirkt haben. Jedenfalls bringen die anderthalbhundert Jahre nach Sousa-Botelho keine Aufklärungen von irgendwelchem Wert, abgesehen davon, dass in der Mitte der siebziger Jahre in dem Kloster der Empfängnis in Beja ein Gitterfenster festgestellt wird, „von wo aus man die Mertolatore sehen kann", und dass ungefähr gleichzeitig einige genealogische Dokumente feststellen, dass Franzisko Alcoforado wirklich zwei Töchter in dem genannten Kloster gehabt hat.

Auch Frankreich führt die Untersuchungen nicht weiter. . Die neuen Ausgaben, die in regelmässigen Zwischenräumen bis zu der letzten aus dem Jahre 1876 erscheinen, enthalten nichts wesentliches über die Abhandlung von 1824 hinaus. Die grossen

biographischen Werke, wie Michauds und Hoefers Handbücher stellen die portugiesischen Briefe und ihre Personen im gleichen Geiste dar. Die Frage scheint, wenn auch nicht endgültig erledigt, so doch endlich beiseite gelegt zu sein.

DA ward im Jahre 1885 die Aufmerksamkeit abermals auf die alten Briefe hingelenkt, und zwar durch einen so heftigen Angriff auf ihre Echtheit, dass er gleichsam alle die vielen Zweifel entladet, die sich seit ihrem ersten Erscheinen gegen sie angesammelt haben.

Barbins Vorrede im Jahre 1670 zu seiner Ausgabe der einen Reihe „Antworten“ zeigt, dass schon damals Streit darüber geherrscht hat, inwiefern „die fünf portugiesischen Briefe entweder wirklich oder erdichtet“ sind, „und ob sie, wie man sagt, an einen hervorragenden Edelmann des Königreichs gerichtet sind.“ Barbin meint, dass „die Ursprünglichkeit und die unverfälschte Leidenschaft, die sich in diesen fünf portugiesischen Briefen offenbart, nicht viele Leute darüber in Zweifel lassen wird, dass sie in Wirklichkeit geschrieben wurden“; Saint-Simon, der in dieser Beziehung weit glaubwürdiger

ist, als der Buchhändler, und dessen Quellen für die Personalienkenntnis des Hofes und des Adels aus erster Hand stammen, äussert in seinen Memoiren aus den Jahren 1703 und 1715 als unbestrittene Tatsache, dass es Chamilly gewesen ist, an den die Nonne geschrieben hatte, wie sehr dieser satirische Herzog sich auch darüber verwundert; Duclos erwähnt dasselbe ebenfalls irgendwo in seinen Erinnerungen als Tatsache.

Aber der Zweifel hielt sich trotzdem mehr oder weniger offenbar im Laufe der Zeiten und gelangte hin und wieder zu einem Ausdruck, der von sich reden machte. Rousseau schreibt in einem Brief vom Februar 1758 an d'Alembert, „ich will, was es auch sein soll, darauf wetten, dass die portugiesischen Briefe von einem Mann geschrieben sind". Aber die leicht hingeworfenen Betrachtungen über die Intelligenz der Frauen und ihr Gefühlsleben im allgemeinen, worauf Rousseau einzig und

allein seine Überzeugung gründet, macht seinen Ausspruch ebenso wertlos wie berühmt, ganz abgesehen davon, dass er die Briefe kaum in einer andern, als in einer entstellten Ausgabe gekannt hat.

Der historische Schriftsteller E. Beauvois, der im Jahre 1888 die portugiesischen Briefe in die äusserste Finsternis der Apokryphen hinabdonnert, führt ausdrücklich als Hauptgrund für sein Auftreten an, dass er Chamilly von der hässlichen und offenbar unwahren Beschuldigung reinigen will, die darauf ausgeht, dass der Marschall aller Welt sein Liebesverhältnis zu einer portugiesischen Nonne verraten haben sollte.

In seiner Abhandlung über Marschall Chamillys Jugend sucht er zuerst Saint-Simons Zuverlässigkeit als Zeuge gegen Chamilly zu schwächen, indem er versucht, nachzuweisen, wie der Herzog in seiner Schilderung von Chamillys militärischen und anderen Verhältnissen zu sehr auf seine eigene

Malice und allerlei mündliche Tradition bei Hofe, statt auf selbständige Untersuchungen gefusst haben sollte. Aber für das von Saint-Simons Schilderung, was in Bezug auf die portugiesischen Briefe von Interesse ist, dürfte Saint-Simon selber, wie auch das, was allgemein unter seinen und Chamillys Standesgenossen erzählt wird, sicher die beste Quelle sein. Der Nachdruck liegt nur auf Saint-Simons eigenem Eindruck von Chamillys Person und darauf, dass er mehrmals ebenso rücksichtslos wie bestimmt Chamilly als den Liebhaber der Nonne nennt.

Beauvois versucht dann nachzuweisen, dass Chamillys Name erst im Jahre 1690 mit den Briefen in Verbindung gebracht worden ist, indem man das Ritter von C. der verschiedenen Titelangaben dahin auslegte, als wenn es sich auf Chamilly bezöge, weil er der bekannteste von den französischen Offizieren war, die ihrer Zeit in Portugal gedient hatten.

Obwohl sich dort unter andern ein sehr bekannter Ritter de Clermont befand, der gerade dem portugiesischen Krieg seine Berühmtheit verdankte, was bei Chamilly nicht der Fall war, so ist diese Waffe Beauvois völlig aus der Hand geschlagen, nachdem man im Jahre 1889 das Vorhandensein von Pierre du Marteaus oben erwähnter Ausgabe konstatiert hat, die Chamilly gleich im Jahre 1669 nennt.

Chamillys Verteidiger meint auch dem Umstand Bedeutung beilegen zu können, dass die Buchhändler den Titel Ritter vor seinen Namen gesetzt haben, was in bezug auf einige andere Mitglieder der Familie Bouton korrekt gewesen wäre, nicht aber in bezug auf ihn, der Anspruch auf einen der höheren Titel, Graf oder Marquis, hatte. Wenn man indessen in Betrachtung zieht, dass die Bezeichnung von praktischen Geschäftsleuten angewendet ist, von denen man nicht annehmen kann, dass sie Gewicht auf eine voll-

kommen genaue Wiedergabe der adeligen Titel gelegt haben, so verliert dies Argument sehr an Bedeutung, umso mehr, als Beauvois selber einräumt, dass der Titel Ritter zuweilen in gerichtlichen Urkunden hinter Chamillys Namen aufgeführt wird, als allgemeine Bezeichnung seines Standes, „so wie man sich heutzutage der Hinzufügung Besitzer oder Rentier bedienen kann.“
Maurice Paléologue, der sich im Jahre 1889 Beauvois' Annahme anschliesst, dass Chamilly nicht Mariannas Liebhaber gewesen ist, führt zu seinen Gunsten die sehr kurze und vom Kriegsdienst stark in Anspruch genommene Zeit an, die verstrich, seit er die Briefe nach seiner Heimkehr empfangen haben kann, und bis Barbin im Oktober 1668 sein Privilegium erlangt. Aber die Möglichkeit, dass Chamilly im Laufe dieser kurzen Zeit, wo er nicht beständig im Felde war, Guilleragues oder andere Freunde mit seinen Briefen bekannt gemacht haben

kann, wird doch keineswegs ausgeschlossen sein.
Derselbe Schriftsteller behauptet ferner, es sei freilich im 17. Jahrhundert ganz allgemein gewesen, dass man Privatbriefe die Runde machen liess, worauf sie dann in den Druck übergehen konnten; aber eine Ausnahme hiervon wurde stets mit wirklichen Liebesbriefen gemacht, die mehr als verliebte Galanterie enthielten. Er führt indes für diese Behauptung einzig und allein ein aus dem Zusammenhang gerissenes Zitat von Mademoiselle de Scudéry an: „Man schreibt galante Briefe nur, damit sie von aller Welt gesehen werden sollen, und man schreibt Liebesbriefe nur, damit sie verborgen bleiben sollen. Wer einen schönen Freundschaftsbrief erhält, legt Ehre damit ein, wenn er ihn an andere zeigt; wer aber einen schönen Liebesbrief erhält, würde Schande über sich selbst bringen, wenn er ihn bekannt machte." Im übrigen dürfte es gegen Paléologue sprechen,

dass Saint-Simon, der doch sicher die Ehrenauffassung seiner Zeit in dergleichen Sachen teilte, in seiner Erwähnung Chamillys und der Briefe der Nonne nicht das geringste Ärgernis an den Tag legt, sondern ganz kaltblütig die Briefe als Zeugnis für Mariannas „grenzenlose Liebe“ anführt, und sie ganz einfach „eine Nonne“ nennt, „die Chamilly in Portugal gekannt hatte, und die sich dort wahnsinnig in ihn vergafft hatte.“
Beauvois sucht sich indessen eine Reihe wesentlicher Argumente durch einen Angriff auf die Briefe selbst zu schaffen. Seine Charakteristik ihres Stils ist jedoch zu lose und zu beissend, als dass man sie ernsthaft nehmen könnte, und ihre Zusammenstellung mit den damaligen „Briefbüchern für Liebende“ ist nicht glücklich, da selbst ein flüchtiger Vergleich der Briefe mit Werken der erwähnten Art in die Augen fallende Unterschiede zeigt. Ebenso missglückt ist sein Versuch, festzustellen,

dass die Briefe „von irgend einem Schöngeist fabriziert sind, dessen Leichtigkeit bei ihrer Abfassung grösser war als seine Logik und sein Gedächtnis. Er schrieb so flüchtig, dass er sich am Schlusse eines Briefes nicht einmal mehr erinnerte, was er im Anfang geschrieben hatte."

Aus der Reihe innerer Widersprüche in den Briefen, die dann aufgezählt werden, bleibt bei näherer Untersuchung nur einer bestehen, und der enthält, genauer betrachtet, keinen Widerspruch. Dies geschieht in einem Briefe, der bei Barbin der vierte ist, und worin Marianna zuerst klagt: „... und warum hast du mir überhaupt nicht geschrieben? Ich würde höchst unglücklich sein, wenn du keine Gelegenheit dazu gehabt hättest, nachdem du abgereist bist, und ich würde es noch mehr sein, wenn du sie gehabt, aber nicht geantwortet hättest", während sie weiterhin in demselben Briefe sagt: „... Du schreibst mir nichts als kalte

Briefe, voller Wiederholungen und die Hälfte des Papieres frei ...“ Man muss sich erinnern, dass die Briefschreiberin berechtigt ist, von Chamillys Abreise in doppeltem Verstande zu reden, nämlich teils von der aus Beja, nach der er einige hastige und kühle Worte an sie geschrieben haben kann, und teils von der erst einige Zeit darauf folgenden Abreise aus Lissabon oder einem andern portugiesischen Hafen, von wo aus er sich nach Frankreich eingeschifft hat, und woran sie im Anfang des Briefes natürlich zuerst hat denken müssen. Die Reihe von Briefen, auf die Marianna z. B. als sie Abschied von Chamilly nimmt, hindeutet, können zwischen ihnen sowohl in Beja, wie während seiner zahlreichen Abwesenheiten aus der Stadt auf den Feldzügen gegen die Spanier gewechselt worden sein.

Die andern Widersprüche, die Beauvois gefunden und die er hat benutzen wollen, um den Charakter der Briefe

als oberflächliches Kunstprodukt zu stempeln, das auf die „wenig anspruchsvollen Leser“ von Liebesbriefbüchern berechnet war, zerfällt in nichts, nachdem man den einfachen Umtausch von Brief II der Originalausgabe mit deren Brief IV vorgenommen hat.
Hierdurch erlangt man ein vollkommen verständiges und natürliches Vorwärtsschreiten in den Ereignissen und Gefühlsschwingungen des Briefwechsels, und man gewinnt gewissermassen einen Beweis für die Echtheit der Briefe in dem Umstand, dass man seinerzeit keinen Gedanken für die Unwahrscheinlichkeiten gehabt hat, die dadurch entstanden, dass sie in der verkehrten Reihenfolge veröffentlicht wurden, wie sie sich bei einer Reihe von undatierten Frauenbriefen leicht einschleichen konnten. Ein Schriftsteller würde sich kaum einer solchen Unachtsamkeit schuldig gemacht haben, ohne sie doch wenigstens in der unmittelbar auf die erste Ausgabe fol-

genden zweiten Auflage berichtigt zu haben.

Auf Boissonades Aufschlüsse über den Namen der Nonne geht Beauvois ganz und gar nicht ein. Er begnügt sich damit, das Vorhandensein einer portugiesischen Familie Alcoforade einzuräumen, aber „nichts bürgt dafür, dass der anonyme Verfasser der Anmerkung wohlunterrichtet gewesen ist"; im übrigen wiederholt er mit Leidenschaft das Zeugnis der Mitwelt dass Chamilly ein „Mann von Ehre" war, beklagt ironisch, dass die verschwundenen Originale zu den Briefen nie wieder zu finden gewesen seien, und spottet über die Portugiesen, weil sie aus Mariannas Briefen einen nationalen literarischen Schatz haben schaffen wollen, auf gleiche Weise wie die Spanier, als sie ein kastilianisches Original zu Lesages Gil Blas konstruierten.

NACH Beauvois' leidenschaftlichen Angriffen wird die ganze Frage von portugiesischer Seite zu einer, soweit dies möglich ist, endgültigen Entscheidung aufgenommen. Der Historiker Luciano Cordeiro greift die Sache auf die rechte Weise an, indem er zuerst eine Reihe von Archivuntersuchungen in Beja selbst vornimmt. Obwohl Krieg und Nachlässigkeit im Laufe der Zeit das allermeiste authentische Material für die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts in Beja vernichtet oder zerstreut hatten, so gelang es ihm doch, sowohl Marianna Alcoforados Taufangabe, wie auch im Totenregister des Klosters der Empfängnis ihre Todeseintragung zu finden, ferner die beiden Testamente ihres Vaters und eine ganze Reihe anderer Dokumente, die reich sind an Aufschlüssen über sein und seiner Familie Leben.

Cordeiro kann feststellen, dass nicht nur „der anonyme Verfasser" der An-

merkung auf dem Einband von Boissonades Buch „wohl unterrichtet“ gewesen ist, wenn er von einer Marianna Alcoforado in einem Kloster in Beja sprach, sondern diese Nonne hat dort als junges Mädchen gerade zu der Zeit gelebt, als Chamilly, auf Grund offizieller militärischer Papiere, Standquartier in der Stadt gehabt haben muss. Er weist ferner nach an der Hand von Pierre Marteaus bisher unbekannter Ausgabe von 1669, dass das hartnäckige, von Saint-Simon gestützte Gerücht, dass Chamilly in einem Verhältnis zu der Nonne in Portugal gestanden haben soll, die die Verfasserin der portugiesischen Briefe war, schon in demselben Jahre, als die Briefe erschienen, vollkommen auf der Höhe stand.

Und endlich gibt eine sorgfältige Lektüre der Briefe selbst eine Reihe von Wahrscheinlichkeitsbeweisen dafür, dass gerade diese Marianna sie geschrieben haben kann, und dass Chamilly ihr Held hat sein können.

Schon im Jahre 1821 hatte der französische Buchhändler Kleffer in einer neuen Ausgabe der Briefe bemerkt, dass bei ihrem ersten Erscheinen eine Vertauschung stattgefunden haben müsse, die später nicht wieder gut gemacht worden sei, „und wodurch der Faden in den Ereignissen der Briefe zerrissen wird.“ „Und“, fährt er fort, „selbst wenn in den Briefen kein Ereignis vorgekommen war, so würde der Unterschied in ihren Gefühlsausdrücken genügt haben, um zu beweisen, dass sie nicht in ihrer natürlichen Reihenfolge angebracht sind“. Kleffer tauscht deswegen die Briefe zwei und vier um.
Sousa-Botelho legte keinen Wert auf die Kleffersche Ausgabe, dessen gute Eigenschaften für ihn ganz verdeckt wurden durch den Fehler, dass sie die Briefe der Nonne nicht von denen der portugiesischen Dame trennt; und auf selbstständigem Wege ist Cordeiro zu demselben Resultat gelangt wie Kleffer.

Wenn man die Briefe in der jetzt festgestellten Reihenfolge liest, spricht Marianna in dem ersten zu ihrem Geliebten, als wenn er schon in dem Frankreich sei, wohin er gereist ist, und wohin sie nun ihren Brief senden will. Sie klagt über die Trennung, verzweifelt über das Kloster, hofft fantastisch, ihren Geliebten doch wieder zu sehen und macht ihm zärtliche Vorwürfe, dass er ihr nur kurz und gleichgültig geschrieben hat. Durch seinen Leutnant folgt dann die Nachricht, dass er Frankreich nicht erreicht hat, sondern des Sturmes halber in Algarve warten muss. Ihr hat er nicht geschrieben, und Marianna, „die ich dich tausendmal mehr liebe als mein Leben“, fleht und bettelt, macht ihm Vorwürfe und spricht zu seiner Erinnerung: „Eine schwache Hoffnung hält mich noch aufrecht, und wenn mich die nur täuschen soll, will ich vorziehen, sie ganz zu verlieren und mich mit ihr.“ In dem nächsten Brief hat

sie immer vergebens auf Antwort gewartet, sie fühlt sich tief enttäuscht, „zerrissen von tausend widerstrebenden Gefühlen“, so zermartert von ihrer Liebe, dass der Gedanke an Selbstmord in ihr wach geworden ist. Und die Verzweiflung erreicht ihren Höhepunkt in dem nun folgenden Brief, der von Anfang bis zu Ende davon redet, wie elend sie sich fühlt, wie niedergedrückt von Sorge um den Geliebten, der ihr nun seit sechs Monaten auch nicht ein einziges Wort geschrieben hat. Da hört sie von ihm: „Versicherungen von Freundschaft“ und „Verbindlichkeit“; Marianna schreibt wieder und zum letztenmal, ihr ganzer ererbter Stolz und das Gefühl ihres eigenen Wertes bäumt sich in ihr, und während sie noch vor Kummer zittert, führt sie mit Festigkeit ihren Entschluss durch, sich von der Liebe zu befreien, die sie entwürdigt, und sollte sie auch darüber zugrunde gehen. Sie kehrt ihrer Liebe

den Rücken, ohne sich schliesslich auch nur einen Blick zurück zu gönnen.
Man erreicht nicht nur eine natürliche Entwicklung in Mariannas Gefühlen, indem man die Reihenfolge der Briefe also feststellt, sondern die Ereignisse und Anspielungen auf Personen und Orte, die darin enthalten sind, werden dadurch in Übereinstimmung mit dem gebracht, was man jetzt auf historischem Wege über Chamillys und Mariannas Leben in Erfahrung gebracht hat.
Chamilly nahm zu Ende des Jahres 1667 teil an einem der Gefechte der Portugiesen gegen die Spanier; aber noch ehe Portugal Frieden erlangt hatte, während Schomberg sich mit den französischen Truppen beständig im Lande befindet, rückt Chamilly Anfang Februar 1668 unter dem Befehl seines Bruders gegen die Franche-Comté. Er hat also den portugiesischen Dienst aufgegeben und ist allein gereist, etwas, das die Briefe auch von Anfang bis

zu Ende voraussetzen, indem beständig von andern französischen Offizieren die Rede ist, die noch in Beja sind, und bald Botschaften von ihm an sie befördern und umgekehrt, bald „die Barmherzigkeit haben, mehr als drei Stunden mit mir von dir zu reden". Der zweite Brief spricht von „deinem Leutnant", was voraussetzt, dass der Geliebte — wie das mit Chamilly der Fall war — eine höhere Charge hatte, worin aber auf der andern Seite zu liegen scheint, dass er keinen viel höheren Rang bekleidet haben kann, was Chamilly ja auch nicht tat.
Als sich Marianna über „Vorwände" beklagt, die ihr Geliebter benutzt hat, um fortzukommen, erwähnt sie, ausser einer günstigen Schiffsgelegenheit, seine Familie, die an ihn geschrieben hat, die Rücksicht auf seine Ehre, die ihn hiess, seinem Könige dienen, und endlich als letzte entscheidende Veranlassung die genau bestimmte aus dem fünften Brief: „Ein Brief Ihres Bruders

veranlasste Sie zu reissen, ohne dass Sie nur einen Augenblick zögerten." Es ist gerade Chamillys Bruder Hérard gewesen, der ihn bestimmte, zurückzukehren, weil er besser als irgend jemand Bescheid wusste von einer günstigen Gelegenheit für Noël, „seinem König zu dienen". Und es stimmt auch genau mit Chamillys Verhältnissen überein, wenn die Briefe von seiner Familie nur „deinen Bruder und deine Schwägerin" erwähnen, mit der Hinzufügung, dass „sie etwas für dich bedeuten". Alle die vielen Geschwister Chamillys waren nämlich zu jener Zeit tot mit Ausnahme derer, die im Kloster waren und des verheirateten Hérard, der sowohl damals wie auch später seinem jüngeren Bruder ein Freund und eine treue Stütze war.

Marianna erwähnt in ihrem vierten Brief einen französischen Offizier, der die Nachricht bringt, „dass Frankreich Frieden geschlossen hat". Zwischen dem Jahre 1660, wo die ersten Hilfs-

truppen unter französischem Kommando nach Portugal kamen, und dem Datum für Barbins Privilegium vom Oktober 1668, hat Frankreich keinen andern Frieden als den in Aachen geschlossen. Der Friede wurde am 2. Mai 1668 unterzeichnet, aber ein portugiesischer Gesandter in Paris konnte schon im März melden, dass der Friede als gesichert betrachtet werden müsse, so dass zuverlässige Nachricht über seinen faktischen Abschluss im Laufe des April oder Anfang Mai zu den französischen Truppen gelangt sein kann, die noch in Alemtejo lagen. Obwohl die Unabhängigkeit Portugals bei dem Friedensschluss am 13. Februar 1668 von Spanien anerkannt war, hatten die französischen Reiterregimenter ihre Pferde nicht vor dem 8. Mai abgeliefert, und Schomberg verliess Portugal mit dem Stabe und der Hauptstärke erst so, dass er la Rochelle am 13. Juni erreichte. Marianna kann ihren vorletzten Brief noch im Mai geschrieben

haben, und darin sagt sie, dass sie nun seit sechs Monaten nichts von ihrem Liebhaber gehört hat. Bei einem Vergleich mit dem letzten Brief ersieht man, dass diese Zeit nach seiner Abreise von Portugal und nicht nur von Beja gerechnet werden muss; er musste also im November das Land verlassen haben und wahrscheinlich einen Monat früher Beja, was alles sehr wohl mit dem übereinstimmt, was wir über die Zeit von Chamillys Heimreise wissen.
Über Mariannas eigene Verhältnisse geben die Briefe nur wenig Aufschlüsse, was an und für sich sehr wohl in Einklang steht mit ihrem Charakter als Ausdruck einer alles verzehrenden Leidenschaft. Es wird erwähnt, dass sie — wie so viele andere — seit ihrer Kindheit im Kloster „eingesperrt" gewesen ist, es wird ganz im allgemeinen von „Familie" und „Freunden" gesprochen, aber doch auch bestimmter von einem Bruder, der „mir Gelegenheit verschaffte, dir zu schreiben." Mariannas

Bruder Balthazar kannte in Wirklichkeit Chamilly genau, und obwohl er .kaum mit ihm gegen die übrige Familie gehalten hat, die Marianna viel um ihres Geliebten willen „ausstehen“ lässt, so könnte man doch zu der Annahme neigen, dass er das Verhältnis seines Kameraden mit Nachsicht aufgefasst hätte, um so mehr, als er es möglicherweise damals nicht in seiner ganzen Ausdehnung gekannt hatte. Unter allen Umständen wird man sich leicht vorstellen können, dass er Chamilly irgend etwas nachzuschicken gehabt hat, da dieser offenbar unvermutet und schnell abgereist war, und Marianna könnte dann die Gelegenheit mit oder ohne Wissen des Bruders benutzt haben.

Der zweite Brief erwähnt eine Dona Brites, und im Register des Klosters der Empfängnis finden wir wirklich zwischen einzelnen adeligen Nonnen dieses Namens eine, die nur zwei Jahre älter gewesen ist als Marianna Alcoforado. Sie ist es, die ihre Freundin

auf „die Veranda“ führt, „von wo aus man Mertola sehen kann“, wie in den französischen Ausgaben steht. Bis zur Aufhebung des Klosters der Empfängnis wurde eins seiner verandenähnlichen, tiefen Gitterfenster, das durch seine ganze Konstruktion davon zeugte, dass es älter war, als aus der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das Mertolafenster oder die Mertolaveranda genannt, weil man von dort aus nicht die Stadt Mertola, sondern diejenigen von Bejas alten Toren sehen konnte, die den Namen Mertolatore trugen. Die kleine Unübereinstimmung zwischen dem französischen Text und der richtigen Bezeichnung kann man sich leicht durch eine Übersetzung entstanden denken, um so mehr, als die vermutlichen „Mertolatore“ des portugiesischen Originals von dem französischen Übersetzer leicht als „Tore von Mertola“ aufgefasst werden konnten.

Alles was die portugiesischen Briefe an Anspielungen auf Begebenheiten,

auf Personen und Lokalitäten enthalten, kann mit der Annahme in Einklang gebracht werden, dass sie von Marianna Alcoforado an Noël Bouton de Chamilly geschrieben sind, und es findet sich nach dieser Richtung hin absolut nichts, was dagegen spricht. Positiv geht dies nicht aus dem hervor, was uns durch Familienpapiere und Klosterdokumente über Marianna nach Beendigung des Liebesverhältnisses überliefert worden ist, etwas, was man auch nicht wird erwarten können, wenn die missliche Natur eines solchen Verhältnisses in Betracht gezogen wird. Das völlige Schweigen, das ihren Namen in allen Familienpapieren umgibt; des Bruders Miguel Unterbringung seiner Töchter in einem andern Kloster; Mariannas Übergehung bei allen Ehrenposten, ungeachtet ihrer grossen Frömmigkeit; das Verweilen des Totenregisters bei ihrer andauernden und grossen Schwächlichkeit, wird doch alles miteinander eher als Beweis da-

für angeführt werden, dass zwischen Marianna und Chamilly ein Liebesverhältnis bestanden hat, aus dem die Briefe hervorgegangen sind.
Es muss als mit soviel Wahrscheinlichkeit festgestellt betrachtet werden, wie sie selten bei dergleichen Untersuchungen erlangt wird, dass die allgemeinen Gerüchte und die kleine Bibliophilnotiz auf Boissonnades Buch recht gehabt haben, wenn sie behaupteten, dass die portugiesischen Briefe von einem Liebesverhältnis zwischen dem späteren Marschall Chamilly und der Nonne Marianna Alcoforado herstammten.
Eine andere Frage bleibt es freilich, ob Mariannas Briefe in ihren Originalen gerade die Gestalt gehabt haben, in der Barbin sie uns übergeben hat.
Man kann im grossen und ganzen unbedingt behaupten, dass die damalige Zeit nicht die gewissenhafte Auffassung von den Pflichten eines Übersetzers kannte, zu der unser Jahrhundert gelangt ist. Selbst hochangesehene Schrift-

steller konnten damals im Sprachton färben, anpassen und hinzudichten, ohne dass es einem Menschen eingefallen wäre, Anstoss daran zu nehmen. Und wer heutzutage z. B. Mariannas Rede an ihre Liebe gleich im ersten Briefe für angekleistert halten oder französischen Geist aus der Zeit des grossen Königs in der Art und Weise spüren sollte, wie sie im fünften Briefe über verheiratete Frauen und ihre Liebhaber spricht, oder wer vielleicht sogar meinen sollte, dass die Form der Briefe durch und durch das Gepräge einer ästhetisch ordnenden Hand tragen, braucht deswegen doch nicht daran zu zweifeln, dass sie einen echten Kern enthalten, der eine Fülle von glaubwürdigem weiblichen Gefühl in sich schliesst.

Man hat von Barbin und bis hinab zu Cordeiro und Paléologue den allerwesentlichsten Beweis für die Echtheit der Briefe gerade in ihrem Stil finden wollen, von dessen ursprünglicher und unverfälschter weiblicher Leidenschaft-

lichkeit schon ihr ältester Verleger redet. Aber Zeichen stand hier gegen Zeichen, und es wird wohl schwerlich jemals eine endgültige Einigkeit in Streitfragen dieser Art erzielt werden können.

Ein weniger zweifelhaftes Ergebnis könnte man von einer rein sprachlichen Betrachtung des französischen Grundtextes erwarten.

Sousa-Botelho sagt ganz im allgemeinen, dass „ein Portugiese, oder wer sonst ein guter Kenner dieser Sprache ist, nicht daran wird zweifeln können, dass die fünf Briefe der Nonne sozusagen wörtlich aus einem portugiesischen Original übersetzt sind. Viele Sätze sind so konstruiert, dass man, wenn man sie Wort für Wort ins Portugiesische zurück übersetzt, direkt in den Geist und den Charakter dieser Sprache hinein dringt.“

Ein moderner portugiesischer Sprachkünstler von Camillo Castello Brancos Ansehen hingegen, behauptet mit

ebenso grosser Bestimmtheit, „dass etwas von dem Duft und dem anziehenden Liebreiz französischen Briefstils über der Art und Weise liegt, auf welche die Sätze geformt, ausgearbeitet und miteinander verwoben sind.“
Eine detaillierte, sprachlich kritische Behandlung von Barbins Text ist noch nicht vorgenommen, und eine solche eingehende sprachliche Analyse der Briefe würde allein den noch fehlenden Beitrag zu einer vollkommen überzeugenden Lösung schaffen können. Aber um eine diese Sache abschliessende Untersuchung vornehmen zu können, wäre nicht nur die genaueste Kenntnis der französischen wie auch der portugiesischen Sprache und Literatur des siebzehnten Jahrhunderts erforderlich, sondern auch ein so fein empfindendes Gefühl für die Eigentümlichkeiten beider Sprachen, wie man es nur sehr selten in einer Person vereint finden wird. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit wagt jedenfalls nicht, sich hin-

reichende Fähigkeiten nach dieser Richtung hin zuzutrauen.
Man muss deswegen, vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus, vorläufig die Beweise, die aus dem Stil und der Sprache der Briefe geschöpft werden könnten, ruhen lassen und sich mit dem begnügen, was man auf historischem Wege ausfindig machen konnte zur Stütze der Auffassung, dass die bestrittenen Briefe wesentlich von der portugiesischen adeligen Nonne an den jungen französischen Offizier geschrieben sein müssen.
Selbst die kritischste wissenschaftliche Forschung dürfte wohl jetzt einräumen, dass ein Liebesverhältnis zwischen der Nonne Marianna Alcoforado und Kapitän Noël de Chamilly bestanden hat, und dass „die portugiesischen Briefe" hiervon handeln. Es muss freilich zugegeben werden, dass man bisher noch nicht positiv hat nachweisen können, dass die Briefe — oder doch jedenfalls der Kern dieser Briefe — ursprünglich auf portu-

giesisch und von Marianna selber geschrieben sind. Vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus könnte z. B. der als Übersetzer angegebene Graf von Guilleraques der wirkliche Verfasser sein, der — mit grösserer oder geringerer Anwendung von authentischen Zitaten — auf Grundlage dessen gearbeitet hätte, was er in gewissen vornehmen und literarischen französischen Kreisen erfahren hatte.

So wie die portugiesischen Briefe nun einmal vorliegen, gehören sie zu den interessanten literarischen Erscheinungen des 17. Jahrhunderts und haben bis auf unsere Tage hinab viele Gemüter erregt. Man hat sich von ihnen angezogen gefühlt und hat sie ausgenutzt; man hat sich für sie begeistert und hat sie lächerlich machen wollen; gefühlvolle Herzen und klare Köpfe haben, jedes auf seine Weise, versucht, sie zu fassen und zu verstehen. Die ergreifende Macht in ihrer Darstellung, das Geheimnisvolle bei ihrer Entsteh-

ung, die erstaunliche Wirkung ihrer Veröffentlichung haben Leidenschaften in Bewegung gesetzt; eine ganze Welt von menschlichen Gefühlen ist aus diesen alten Blättern emporgewachsen. Sie mit Hilfe wissenschaftlicher Werkzeuge kennen zu lernen, ist ein künstlerischer Genuss für jeden, dem es lieb ist, die Schicksale von Menschen und Büchern zu verfolgen.

ANHANG UND ANMERKUNGEN

IN der portugiesischen Übersetzung letzten Datums hat Luciano Cordeiro als seinen Hauptgesichtspunkt aufgestellt, dass, da nun einmal die Originale zu den portugiesischen Briefen verloren sind, man nicht suchen soll, in der Wiedergabe derselben weiter zu gelangen, als dass man „ihre Seele erfasst, die sich in der französischen Übersetzung widerspiegelt"; man muss darauf verzichten, ihre „Form, ihre Sprache" darzustellen. Cordeiro versucht jedoch selbst, in seiner Übersetzung etwas von jener sprachlichen Form der Briefe wiederzugeben, die sicher auch ein Teil ihrer „Seele" hätte sein müssen, indem er in nicht geringer Ausdehnung dem farbenarmen französischen Text das Gepräge der portugiesischen Klostersprache jener Zeit aufdrückt, die ihm bekannt ist.

Im übrigen hat er — wie bereits erwähnt — Barbins „d'où l'on voit Mertola" in „von wo aus man die

Mertolatore sieht" verbessert, und er hat in der Wiedergabe des letzten Briefes in einem vereinzelten Punkt eine ganz neue Auffassung durchgeführt. Die französischen Ausgaben lassen überall Marianna ihren Liebhaber mit vous anreden, was nach damaligem französischen Sprachgebrauch sowohl auf portugiesisch wie auch auf deutsch du bedeutet. Der letzte Brief wird indessen mit der Erklärung eingeleitet, dass Marianna hofft, ihn die Veränderung in ihrer Auffassung und ihrem Verhältnis „par la difference des termes et de la maniere de cette Lettre" erkennen zu lassen, und diese maniere gibt Cordeiro durch das portugiesische maneira wieder, das er abermals als gleichbedeutend mit tratamento, d. h. Anrede, Titulierung, auffasst. In bezug hierauf lässt er Marianna ausserdem noch die von den andern so verschiedene Haltung des letzten Briefes unterstreichen, indem sie darin Chamilly mit dem portugiesischen o senhor

anredet, was auf deutsch mit Sie übersetzt werden muss.
Cordeiros Hypothese ist in sprachlicher Hinsicht kaum unantastbar, wirkt aber psychologisch zusagend, wenn man den ganzen Ton des Briefes und den Charakter der Briefschreiberin im Auge behält.
Die deutsche Wiedergabe von Mariannas Briefen, die ein Teil der vorliegenden Arbeit ist, schliesst sich Cordeiros Übersetzung an, jedoch unter einer von Anfang bis zu Ende durchgeführten strengen Kontrolle durch Barbins Ausgabe von 1669, so wie sie aus demselben Jahr wie auch aus dem Jahre 1876, von Alexandre Piedagnel nachgedruckt, unverändert vorliegt.
Cordeiros Abweichungen von Barbin sind — mit den angeführten Ausnahmen — nur insoweit anerkannt, als sie nicht über eine leichte, anschauliche Färbung des französischen Textes hinausgehen; überall, wo sie umschreiben oder gar an einzelnen Stellen den

Sinn unter Bezugnahme auf psychologische Kriterien haben verändern wollen, hat sich die deutsche Übersetzung Barbin angeschlossen.
Von Barbins Interpunktion, an die sich der sonst unveränderte Abdruck des Originals durch Piedagnel ebenfalls nicht anlehnt, ist die letzte portugiesische Übersetzung mit Fug und Recht abgewichen. Eine Satzgliederung, wie sie Cordeiro durchführt, würde indessen auf deutsch nicht ihrem Zweck entsprochen haben, dem Leser zu ermöglichen, dem natürlichen Fall des Vortrags zu folgen. Sie ist deswegen in der deutschen Wiedergabe durch eine völlig andere ersetzt.

Wenn Chamilly das erstemal, wo sein Name bei der Erwähnung von Ereignissen zu Ende des Jahres 1665 oder zu Anfang des Jahres 1666 erwähnt ist, Marquis betitelt wird, so ist dies geschehen, weil er von 1667 an offiziell und privatim während des ganzen

Restes seines Lebens so genannt wird. Wie früh dieser Titel seinen bisherigen „Graf" abgelöst hat, mit dem er z. B. zu Anfang des Jahres 1664 von Schomberg genannt wird, weiss man nicht mit Bestimmtheit.

Von deutschen Ausgaben führt Cordeiro in seiner umfassenden Bibliographie (2. Ausgabe, pag. 303—347) nur den „Briefwechsel einer portugiesischen Nonne mit dem Ritter von Chamilly" (Rotenburg and der Fielle [an der Fulda] 1788, 8°, im Besitz des Britischen Museums) an.
Diese Ausgabe, die, wie auf dem Titelblatte angegeben ist, „beim Hofbuchhändler Hermstädt" erschienen und „aus dem Portugiesischen" übersetzt sein will, wird durch die folgende wunderliche Vorrede eingeleitet, in der man mit Leichtigkeit die ursprüngliche Barbinsche mit einem Zusatz von allerlei Selbsterfundenem erkennen kann.

Geneigter Leser!

Nach vieler Mühe — und Suchen fand ich endlich ein Exemplar von fünf portugiesischen Briefen, die an einen angesehenen französischen Edelmann, der in portugiesischen Diensten stand — geschrieben sind.

Ich habe so viele Leute gekannt, denen diese Briefe nicht unbekannt waren, die sie teils sehr lobten, teils mit vielem Eifer aufsuchten, dass ich also diesen einen besonderen Dienst zu leisten glaubte, wenn ich sie aus dem vor mir liegenden portugiesischen Exemplare ins Deutsche übersetzte. Viele Stellen werden dem Leser dunkel vorkommen, das kommt von der altspanischen Schreibart und dem fehlerhaften Exemplare her, das ich vor mir hatte, und das noch dazu mit Abkürzungen der Wörter und ohne alle Abteilung geschrieben war.

Die Briefe sind, wie ich aus einer andern sicheren Quelle weiss, an den Ritter Chamilly geschrieben, und der

deutsche Übersetzer heisst — —. Nun, ob du das weisst, lieber Leser, oder nicht, du wirst doch ruhig schlafen können; und damit gute Nacht.

Das ganze Buch besteht aus 110 Seiten, von denen der Haupttitel, die Vorrede und der Titel zu „Briefe Marianens an den Ritter von Chamilly“ sechs (unnumerierte) Seiten einnehmen. Seite 52 enden Mariannas Briefe, die in der gleichen Reihenfolge wie bei Barbin abgedruckt sind, und auf den Titel „Antwortschreiben des Ritter von Chamilly auf „Marianens Briefe an denselben“ folgt von Seite 55 an und bis ans Ende die erste Reihe der Antwortbriefe. — Die Ausgabe ist mit einigen einfachen Zierleisten und cul-de lampes, auf Blumenmotiven aufgebaut, geschmückt.

In den königlichen Bibliotheken zu Berlin und München befinden sich ausserdem „Die portugiesischen Briefe, aus dem Französischen übersetzt“, s. l.

1751, 8⁰ (5 Bl., 166 S.). Sie gehören zu den obenerwähnten Ausgaben, in denen sowohl die Briefe der Nonne wie auch die der „portugiesischen Dame“ zusammen abgedruckt sind mit den dazu gehörigen Reihen von Antwortbriefen, und zwar so, dass die sieben Briefe der „Dame“ vornean stehen.
Das Titelblatt enthält ein Zitat von Prior:

. . . the beautouos Maid
Governs the World in Cupid's stead:
Directs his Arrow as she wills,
Gives Grief, or Pleasure; spares, or kills.

Dann folgt eine „Zueignungsschrift der englischen Übersetzung an die Mylady Dorset“, die jedoch keineswegs an die Vorrede oder die Zueignung in einer der in der Bibliothek des British Museums vorkommenden englischen Ausgaben erinnert.
Die deutsche Übersetzung ist mit mässig ausgeführten Holzschnitten versehen, teils auf dem Titelblatt ein schwim-

mender Delphin, der einen geflügelten Amor mit einer brennenden Fackel auf dem Rücken trägt, teils eine Initiale, eine Zierleiste und ein cul-de lampe, alles in Rokokostil.

Als Quellen für vorliegende Arbeit können angeführt werden:
Luc. Cordeiro: Soror Marianna. A freira portugueza, 2. ed., 1891. Derselbe: Cartas de amor etc., 1894. Emilia Pardo Bazán: La Eloisa portuguesa i „La España moderna“; Jahrg. 1889. E. Friedberg: Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts, 3. Aufl., 1889. Heinr. Schäfer: Geschichte von Portugal, 1836—54. Theoph. Braga: Curso de historia da litteratura portugueza, 1885. A. Loiseau: Histoire de la littérature portugaise, 2. éd., 1887. Carolina Michaëlis de Vasconcellos und Theophilo Braga: Geschichte der portug. Lit. in G. Gröber: Grundriss der roman. Philologie, II Bd., 2 Abt. 2—3. Lief.,

1894. E. Carel: Vieira, sa vie et ses oeuvres, 1879. Ch. L. Livet: Précieux et précieuses, 1870. Émile Faguet: 17ième siécle, 12. éd., 1894. Eugène Hatin: Bibliographie historique et critique de la presse périodique française, 1866. E. Beauvois: La jeunesse du maréchal de Chamilly, 1885. (Extr. des mémoires de la société histor. etc. de Beaune). Maurice Paléologue: Lettres de la religieuse portugaise in der Revue des deux mondes, Jahrg. 1889. Saint-Simons Mémoires in der Ausgabe 1829—30. Madame de Sévignés Lettres in der Ausgabe Les grands écrivains de la France; 1862—66.